Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 16 (2009)
Heft: 183

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücherherbst

Verschlossene Türen

Der neue Roman «Nachruf auf eine Insel» von Christine Fischer nimmt die Leser mit auf eine Reise nach Finnland. Vor allem aber ist es eine Reise durch das Leben der Hauptfigur Gunda, deren Mann eines Tages nicht mehr nach Hause kommt. von BEDA HANIMANN

Es ist nichts Spektakuläres, das diese Geschichte in Gang bringt, ein zu Hause liegen gelassener Schlüssel nur. Für Gunda, die 62-jährige Buchhändlerin, bedeutet das zunächst bloss, dass sie mit zwölf Franken in der Tasche sieben Stunden durchbringen muss. Dann, rechnet sie aus, wird ihr Mann von der Bergtour mit einem Freund nach Hause kommen. Keine Katastrophe also, im Gegenteil, die seit zwanzig Jahren verheiratete, kinderlose Frau fühlt sich «wie ein Hase in offener Schlinge» und empfindet die sieben Stunden als geschenkte Zeit. Sie streift durch die Stadt, die unschwer als St.Gallen zu erkennen ist, beobachtet Menschen, freundet sich mit einer Nachbarin an. Doch als David, ihr Mann, nicht nach Hause kommt und auch am nächsten Tag ohne Nachricht ausbleibt, kippt die Leichtigkeit in besorgte Ungewissheit. Erst recht, als ein Brief des Radiologischen Instituts an ihn eintrifft und sich herausstellt, dass die Bergtour mit dem Freund gar nie stattgefunden hat. Die sieben Stunden Freiheit, das heitere Auskundschaften der eigenen und doch fremden Stadt, werden zu einer Spurensuche im eigenen Leben.

Ohne künstliche Aufregung

Die führt zuerst ins Tessin, wo die Familie ein Ferienhäuschen hat. Später stösst Gunda auf die Telefonnummer eines geheimnisvollen finnischen Professors und fährt kurzerhand zu ihm an die Ostsee. Christine Fischer folgt in ihrem Buch gradlinig und ausschliesslich den Schritten der Hauptfigur, es gibt keinen anderen Schauplatz als den Ort, wo sich diese gerade aufhält. Durch diese extreme Konzentration auf eine Figur – was die Geschichte zusammen mit dem sie auslösenden Ereignis zur klassischen Novelle macht – entsteht ein Sog, der einen mitreisst. Christine Fischer widersteht jeder Versuchung künstlicher Aufregung. Schade aber ist, dass naive Vermenschlichung von Dingen, saloppe Einsprengsel und überflüssige Details den direkten Fluss der Geschichte immer wieder hemmen.

Dennoch bietet «Nachruf auf eine Insel» spannende und tiefgründige Lektüre. Nicht nur, weil die Autorin viel Treffendes über die Menschen und das Leben einfliessen lässt, und nicht nur wegen der Neugier, wie diese Odyssee enden wird, sondern auch wegen zahlreicher überlegt und doch unaufdringlich eingesetzter Metaphern. Das Motiv des Ausgeschlossenseins wandelt sich im Lauf der Geschichte vom vordergründigen Missgeschick des vergessenen Schlüssels zum Befund einer gescheiterten Beziehung, der im Vorwurf gipfelt: «Da ist eine geschlossene Tür. Du lässt mich nicht rein in dein Leben.» Die Insel steht zu Beginn für die eigene Wohnung, am Ende wird sie zum realen Schauplatz. Ob eine Insel schützendes Territorium ist oder aber umspülter und von Wellen gefährdeter Fluchtort, ist alles andere als eindeutig.

Ambivalenz der Nähe

Gundas erste Erklärungen für das Verschwinden ihres Mannes sind – in dieser Reihenfolge – eine heimliche Geliebte und die Diagnose Krebs. Bald aber fällt das Spekulieren und Grübeln auf sie selbst zurück. Zentrales Thema des Romans ist die Frage nach der Echtheit des Lebens im Allgemeinen und jener einer Beziehung im Besonderen. Ob sie während zwanzig Jahren «bloss Ehe gespielt» und mit Ausreden gelebt hätten, fragt sich Gunda, und immer deutlicher tritt da eine Ambivalenz der Nähe zu Tage. Wie weit ist Nähe Anteilnahme, wo wird sie zur Vereinnahmung, zum Verwalten des anderen? Eine absolute Antwort gibt es nicht – nicht einmal bei der scheinbar eindeutigen Faktenlage des Verschwindens eines Menschen. «Und wenn David unglücklich ist oder verzweifelt?», fragt Gunda den Freund ihres Mannes. «Und was, wenn er glücklich ist?», gibt dieser zurück.

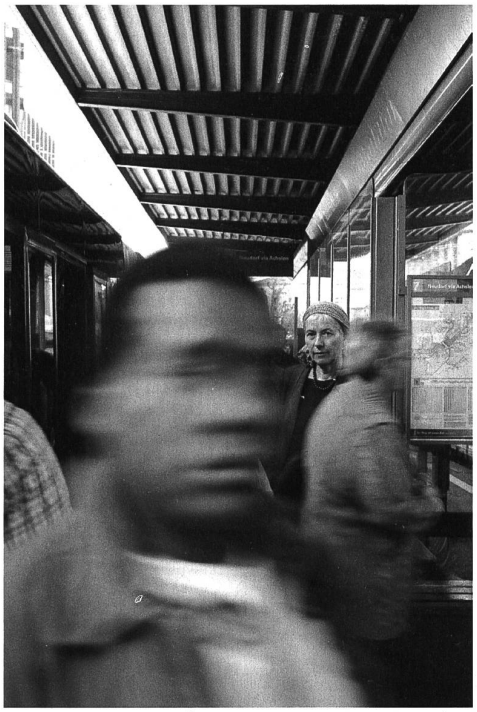
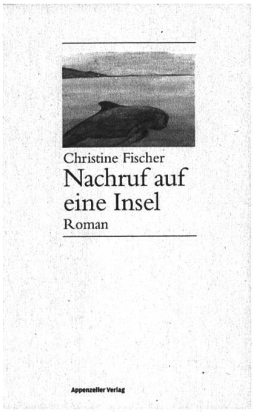


Bild: Christiane Dörig

Dieses Sowohl-als-auch, je nach Interpretation und eigenem Standpunkt, thematisiert Christine Fischer mit der Metapher der Sprache. Gundas Marotte ist das Erfinden fiktiver Buchtitel, immer wieder erinnern Erlebnisse sie an Liedtexte oder Sinnsprüche, und wiederholt fügt sie einer Formulierung den Zusatz an «wie David es nennen würde». Sprachlicher Zugriff ist immer auch Zugriff aufs Leben. Durch Versprachlichung wird das Vage konkret, das Individuelle erscheint zugleich allgemeingültig. Das setzt aber voraus, dass Sprache und Kommunikation funktionieren. Wo dieser Austausch scheitert, sind auch Beziehungen gefährdet. Es ist kein Zufall und eine weitere schöne Metapher für die Ambivalenz des Daseins, dass Christine Fischer ihre Hauptfigur bei einem wortkargen Finnen stranden und ausgerechnet dort auf ein erlösendes Gespräch mit ihrem Mann hoffen lässt.

CHRISTINE FISCHER:
Nachruf auf eine Insel.
Appenzeller Verlag, Herisau 2009.



Horror in zwei Sätzen

Kürzestgeschichten aus Lateinamerika

«Sagt ein Passagier zu seinem Sitznachbarn: ‹Haben Sie es gesehen? Die Zeitung berichtet über einen weiteren Flugzeugunfall.› ‹Ja, ich habs gesehen: Wir stehen auf der Liste der Toten.›» Eine Geschichte? Ja, eine sogenannte Minigeschichte – im Original Minificciones – aus Lateinamerika, verfasst von Álvaro Menen Desleal. Minificciones sind Kürzestgeschichten, selten mehr als eine Seite umfassend, meist aber viel kürzer. In Lateinamerika hat sich diese Form im 20. Jahrhundert zu einer eigenständigen literarischen Gattung entwickelt. Es sind Momentaufnahmen, sie handeln vom gewöhnlichen Alltag, können aber auch ins Absurde oder Phantastische – beides vielfach in der lateinamerikanischen Literatur zu finden – umschlagen. Bekannte Autoren wie Jorge Luis Borges, Julio Cortázar, Octavio Paz oder Juan Carlos Onetti haben solche Kurzgeschichten geschrieben. Sie und 45 weitere Autorinnen und Autoren sind mit insgesamt 89 Texten in der zweisprachigen, von der St.Galler Schriftstellerin und Übersetzerin Erica Engeler zusammengestellten und übersetzten Auswahl «Minificciones» vertreten. Auch wer wenig oder gar kein Spanisch versteht, profitiert von der Zweisprachigkeit. Erstaunlich auch die Erkenntnis, wie wenig es für eine Geschichte braucht. Juan José Arreola schafft in zwei Sätzen diese Horrorgeschichte: «Die Frau, die ich liebte, hat sich in ein Gespenst verwandelt. Ich bin der Ort ihrer Erscheinungen.» Und Augusto Monterroso genügt für «Der Dinosaurier» ein einziger Satz: «Als er erwachte, war der Dinosaurier noch da.»
Richard Butz

MINIFICCIONES – MINIGESCHICHTEN AUS LATEINAMERIKA.
Ausgewählt und übersetzt von Erica Engeler.
Dtv-Taschenbuch, München 2009.

«Mit dem Säntis per Du»

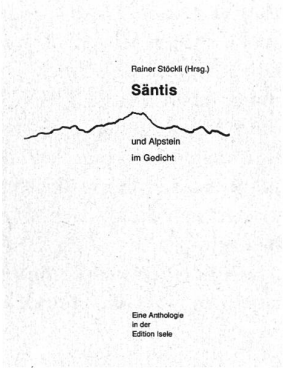
Eine Alpstein-Gedichte-Anthologie

Am Säntis, dem Oberhaupt des Alpsteins, kommt, wer mit interessiertem Auge und wachen Geistes in die Ostschweiz reist, sei es vom Wasserkopf Zürich, vom Bodensee, vom Rheintal oder vom Toggenburg her, keiner und keine vorbei. Und wer dichterisch schreibt, oft auch nicht, wie Herausgeber Rainer Stöckli mit seiner Anthologie «Säntis und Alpstein im Gedicht» ebenso eindrücklich wie oft überraschend und immer lesevergnüglich zeigt. Auf rund 200 Seiten kommen darin über hundert Dichterinnen und Dichter vor, die sich in gut 250 Jahren mit diesem Gipfel und seinem bergigen Umland lyrisch befasst haben. Dabei konnte sich Stöckli zwar auf bereits publizierte Textsammlungen abstützen, gab sich damit aber nicht zufrieden. Dies wäre eine sinnlose Herausgeberei gewesen, stellt er im Vorwort fest und hat darum auch neueste und bisher kaum oder gar nicht bekannte Texte in die Anthologie aufgenommen.

Seine gesammelten und gehobenen «Schätze» sortiert er in sechs Kapitel: «König Säntis» (zum Beispiel mit Eduard Mörike oder Jochen Kelter), «Mit dem Säntis per Du» (mit Jakob Kübler, Ivo Ledergerber oder Annette von Droste-Hülshoff), «Der Alpstein und ich, wir zwei» (mit Willy Werner, Christine Fischer oder Fred Kurer), «Ja, die fromme Seele ahnt» (mit W.G. Sebald oder Bruno Goetz), «Berggang, Bergfahrt, Bergtrieb» (mit Rainer Maria Rilke oder Durs Grünbein) und «'Bilder' vom Säntis – Aufsichten, Inbilder und Untergänge» (mit Emanuel Stickelberger oder Peter Hamm). Neben diesen bekannten Namen finden sich zahlreiche bisher unbekannte, zum Teil ohne eruierbare Biografien, welche diese Anthologie zusätzlich bereichern. Einige Beispiele: Ludwig Adolf Stöber, Jakob Brütsch, Maria Klara Bischofberger-Kostezer, Lina Nef-Preisig, Rainer Langenegger, Julius Dörig, Elsa Praeger von Prosky, Michael Buselmeier, Annemarie in der Au, Heinrich Zweifel. Die sechs Textsortimente rundet der Herausgeber mit dem Essay «Bleibe mir, Steinhaupt, ewig im Lebensland» ab, wie meist bei Rainer Stöckli nicht ganz leicht zu lesen. Aber es ist sein gutes Recht, darauf zu bestehen, der schnellen Schreibe zu misstrauen, und die Lesenden zum Mitdenken einzuladen, um dann mit spannenden und vielfältigen Einsichten und Deutungen belohnt zu werden. Wer das nicht will, dem bleibt auf jeden Fall das Vergnügen, in diesem Lesebuch zu blättern oder sich darin festzulesen, um schliesslich diesen (Vor-)Worten des Herausgebers beizupflichten: «Tatsächlich liegen da – für Hiesige und Fremde, für Hergehörige und Passantinnen – so viele und so diverse literarische Aussagen zu einem Gebirgskopf und -rücken vor, dass wir ahnen müssen, es entspreche 'lyrisches Reden' vom himmelweisend Numinosen oder vom bezwungnen/bezwingbaren Ostschweizer Olymp oder vom exemplarischen Bestehen/Trotzen/Bestandhalten kalksteinerner Gipfel – es entspreche solches Singen, Sagen, Dichten zutiefst unseren menschlichen Wahrnehmungsmustern.»
Richard Butz

RAINER STÖCKLI (HRSG.):
Säntis und Alpstein im Gedicht.
Eine Anthologie.
Edition Isele, Eggingen 2009.

Blick vom Kronberg gen Säntis. Bild: Daniel Ammann



½ Millimeter Wärme

Wo keine Gattungsgrenzen zwischen Comic und Kunst existieren, entsteht der Künstlercomic. Zum neuen Genre steuert die Ostschweizer Illustratorin Rebekka Baumann mit ihrem Zeichenband «Lemon Ink» eine überzeugende Grafik-Novelle bei. *von WOLFGANG STEIGER*

Tauche die Schreibfeder in Zitronensaft und schreibe damit zwischen die Zeilen des Briefes. Wenn der Empfänger das Briefpapier über einer Kerzenflamme schwenkt, kann er die geheime Botschaft entziffern. Rebekka Baumanns Graphik-Novelle «Lemon Ink» funktioniert ähnlich wie mit Zitronentinte geschriebene Texte. Die einfachen Bleistiftzeichnungen mit Transparentpapiercollagen und dazu die luftigen, mit Pinsel aufgetragenen Kompositionen in Gelb sowie die beiden Textstränge führen bei nur schnellem Überfliegen der Bildersequenzen in die Irre. Die eigentliche Erzählung befindet sich noch verborgen zwischen den Zeilen. Um dem gerecht zu werden, ist genaues Hinschauen gefordert.

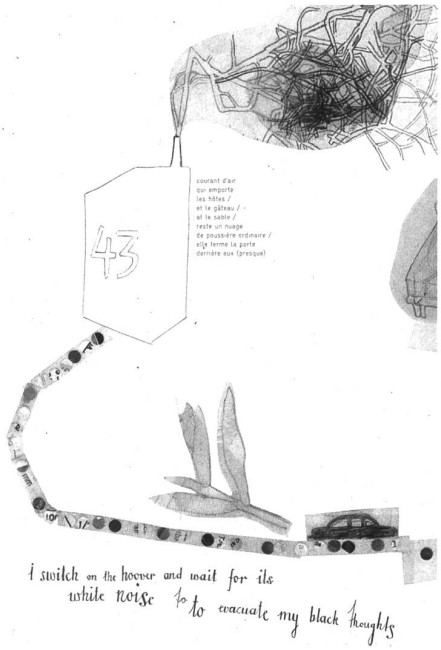


Illustration: Rebekka Baumann

Die Farbe Gelb

Die in drei Kapitel gegliederte Handlung von «Lemon Ink» spielt an einem beliebigen Wochentag. Die Hauptperson bleibt zuhause und möchte die Zeit anhalten. Durch das Fallenlassen der Dinge versucht sie, deren potentielle Energie zu befreien. Im zweiten Teil kommt es zu Unstimmigkeiten. Um sich aufzuheitern, isst die Protagonistin nur gelbe Dinge zu Mittag. Sie lädt einen Freund und eine Freundin ein und hält ihnen einen Vortrag über die Farbe Gelb. Aber die Gäste verstehen sie nicht und gehen vorzeitig. Vielleicht ist der Freund farbenblind, denkt sie noch. Sie nimmt den Staubsauger und verkriecht sich darin, dabei überhört sie zuerst das Klingeln.

Im dritten Teil kommt Hilfe und ein Dieb taucht auf. Vor der Türe steht jemand, der sie zu einem Spaziergang mitnehmen möchte. Nach anfänglichen Ausflüchten geht sie mit. Beobachtet vom Dieb unterhalten sich die beiden über Verletzungen und Heilung. Zuletzt kommen sie zu einem Record Shop, dessen Ladenaufschrift durch Streichung und Ergänzung nun Recovery Shop lautet.

Kunst- und Comic-Hochburg

In Belgien, wo die junge Ostschweizer Illustratorin Anfang dieses Jahrzehntes an der Royal Académie Royale des Beaux-Arts in Brüssel ihr Studium der visuellen Kunst aufnahm, entwickelt sich zurzeit eine spannende Independent-Szene. Pro- duktionen wie «Lemon Ink» sind ein Ausdruck davon. Für die Indies bestehen keine Gattungsgrenzen mehr: Comic, Kunst, Film, Musik – alle Kombinationen sind erlaubt. Junge, gut ausgebildete Leute, sowohl Belgier als auch Zugewanderte, erfinden hier den Comic neu. Das erinnert kaum mehr an den Mainstream des einst so erfolgreichen frankobelgischen Comicschaffens, das seit den neunziger Jahren ziemlich heruntergewirtschaftet ist.

Im Gespräch mit Rebekka Baumann, die im Sommer im «Hotel Mama» in Rorschacherberg in den Ferien weilte, eröffnete sich ein interessanter Blick auf die umtriebige belgische Kunst- und Kleinverlagszene. Nach einer Protestveranstaltung zu ihren prekären Produktionsbedingungen an der Brüsseler Buchmesse vereinigten sich acht Kleinverlage zu einer Off-Messe. Dazu gehörte auch der Verlag La Cinquième Couche, der als neustes Buch im Programm «Lemon Ink» herausgibt.

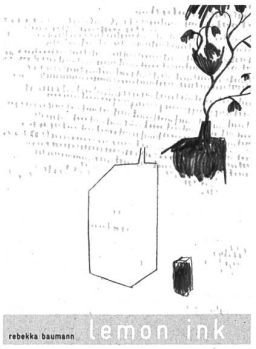
Neben der naturgemäss wenig lukrativen Arbeit am Erstlingsbuch konnte Rebekka Baumann in letzter Zeit auch mit Gestaltungsaufträgen ihre Ideen umsetzen. Bei der Programmbroschüre für die Philharmonie Antwerpen verband sie Musik und Grafik, beides Ausdrucksformen, die Rhythmen darstellen. Anregungen aus der Kunst fand sie im Schaffen der belgischen Künstlerin Chantal Akerman, bei der sie das akribische Beobachten fasziniert; der Vergleich von Häusern mit Menschen etwa im Film «Hotel Monterey».

Die lebendige Szene in Brüssel kommentiert und kritisiert die Neuerscheinungen aus der Independentbuchproduktion eifrig. Aber da darf auch mal etwas weniger gut gelingen. Eine leise Kritik bringt Rebekka Baumann am übersteigerten Qualitätsbewusstsein in der Schweiz an. Immer ängstlich darauf bedacht, ja nichts falsch zu machen, erschwert diese Haltung ihrer Meinung nach Aufbrüche zu Neuem. Die unprätentiöse Grafik ihres Buches zeugt denn auch von Mut. Ebenso biedert der Plot mit dem Blick aufs Alltägliche in keiner Weise an Geschmäcklerisches an und erzeugt wohl gerade darum den besonderen Charme.

Doppelmeter und Monsterechsen

Was mit dem Raum zwischen den Menschen geschieht, geht uns alle an. Dieses grundlegende Problem begleitet als Subtext die Geschichte vom Kommunikationsversuch und -misslingen, vom Rückzug ins Private, von seelischen Verletzungen und der Wiederherstellung. An manchen Stellen im Buch blitzen plötzlich Erkenntnisse auf wie: «½ Millimeter Wärme am richtigen Ort könnte der Trick sein» oder «Lets give the univers a spin» (sic!). Wie das Leben selbst ist «Lemon Ink» voller Detailfragen. Über den Dieb, die seltsame Figur mit grossem Interpretationsspektrum, liesse sich lang und breit diskutieren. Eine von vielen möglichen Deutungen: Als weisser Mann könnte er eine Reminiszenz an die Helden aus den früheren Comicheftchen darstellen. Mit den Helden von damals ist es schliesslich endgültig aus im heutigen Comic-Schaffen. Damit wäre «Lemon Ink» auch eine subtile Untersuchung über den Niedergang des alten Genres. Kein Zeichen und kein Wort in «Lemon Ink» wirkt bei näherer Betrachtung beliebig und lässt ungerührt. Das Motiv mit den Doppelmetern und den Echsen etwa, die Stadtkarten, die Häuser mit den Schachtelzimmern und besonders der rätselhafte Recovery Shop. Nehmen Textstränge und Bilder die Betrachter mit auf einen Trip in die harte Realität, so spendet die Farbe Gelb das Licht.

REBEKKA BAUMANN:
Lemon Ink.
La Cinquième Couche, Brüssel 2009.

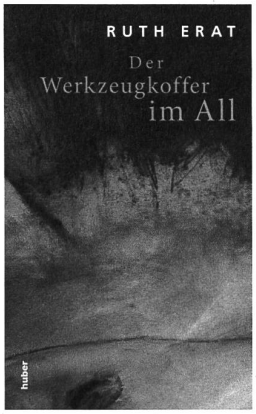


Politisch und poetisch

365 Dreizeiler von Ruth Erat

Jeden Tag ein paar Zeilen schreiben, selten mehr als drei. Darüber, was einem vom Tag bleibt, was nicht aus dem Kopf geht, was sich aufdrängt. Die Rheineckerin Ruth Erat, die mit ihrem Debüt «Moosbrand» am Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb teilnahm, veröffentlicht in «Der Werkzeugkoffer im All» 365 und einen solcher Mehrzeiler. Ein etwas unglücklich gewählter Titel, klingt er doch zu sehr nach Klamauk und wird so dem Inhalt des Buches nicht gerecht. Es sind teils kleine Beobachtungen, wie die Schneeklumpen am Strassenrand, das verdorrte Gras unter den Füssen, die unbeleuchteten Fenster der Häuser. Dann wiederum entdeckt sie vom Zug aus einen unbekannten Berg. Erat ist viel unterwegs, oft Berlin, St.Gallen, England, immer wieder «der See», die Sehnsucht nach Isfahan. Es sind sehr persönliche Betrachtungen und Gedanken, jedoch nie peinlich berührend, manchmal weh-, jedoch nie schwermütig, nie moralisierend oder sarkastisch, sondern präzis beobachtet und analysiert, seien es die Rettung der UBS, der Herzinfarkt eines Bundesrates, die SVP-Rabenplakate oder auch der «Fall Thielemann». Man spürt ihr Unverständnis gegenüber den Absurditäten der Krise, dem Verhalten des Staates («220. Welch stilles Land in dieser Zeit,/in der alle ihr Steuergeld bei denen verschwinden sehen,/die Kleinbetriebe und dergleichen mehr hopsgehen lassen»), die Bestürzung über den erneuten Krieg in Gaza. Sehr politisch, sehr poetisch. «355. Von der Stadt herauf dringt ein rumpelndes Lärmen./ Da liegt ein Wolf, verdaut für uns diese Welt.» *Noëmi Landolt*

RUTH ERAT:
Der Werkzeugkoffer im All.
Verlag Huber, Frauenfeld 2009.



Die Wölfe heulen wieder

Geheimtipps aus dem Songdog Verlag

Franz Dobler, der bayrische Schriftsteller, Musikjournalist und DJ, ist in unseren Breitengraden vor allem wegen seiner Johnny-Cash-Biografie «Das Biest in mir» bekannt. Dass er auch Gedichte schreibt, geht häufig vergessen, was sicher auch damit zu tun hat, dass sich kaum jemand noch für Gedichte interessiert. Im Falle Doblers ist dies ein Jammer: Sein neuer, erst zweiter Lyrikband «Ich fühlte mich stark wie die Braut im Rosa Luxemburg T-Shirt» liest sich nämlich wie eine Erklärung, was das Medium Lyrik in diesen schnelllebigen Zeiten überhaupt noch zu bieten hat.

Finnischer Tango und Waffenmagazine

In einer Sprache fernab von all dem Gekünstelten und Verkopften, das man üblicherweise mit Lyrik verbindet, nimmt uns Dobler mit in seine Welten aus Schatten, Musik und Gangstergeschichten. Mit einem bukowskihaften Pragmatismus breitet er diese Welten in einer Klarheit aus, die fast jeden Satz zum Aphorismus macht. Sei das, wenn er an einer Gruppe von Soldaten erkennt, dass die Literatur vielleicht etwas besser wäre, «wenn die Literaten so oft in einem Waffenmagazin lesen würden wie ich in einem Literaturmagazin». Sei das, wenn er uns erzählt, wie so etwas Einfaches wie ein finnischer Tango einen bis dahin langweiligen Tanzabend aus dem Ruder laufen lassen kann.

Und natürlich sind die Texte voll von Hommagen: An Räuber Kneissl, den wohl einzigen Copkiller, nach dem eine Biersorte benannt ist. An Robert Johnson und seinen Deal mit dem Teufel. An den Man in Black, natürlich, und an den Bankräuber Edward Bunker. Und trotz oder gerade wegen der Angst, die ihn in vielen der Texte begleitet – «weil ich nicht wusste, warum und wovor, und weil ich zwei Beine hatte und tausend Probleme» –, vergisst Dobler nie, uns zum Lachen zu bringen. Zum Beispiel wenn Klaus Kinski die nach ihm benannte Bar als wütender Geist heimsucht, weil «nur zwei Fotos zu sehen sind, auf denen er zu sehen ist.» Auf die Gefahr hin, dass mich Franz Dobler für diesen Vergleich tot schlägt: «Ich fühlte mich stark wie die Braut im Rosa Luxemburg T-Shirt» ist so am Stück durchhörbar wie eine Johnny Cash-Platte.

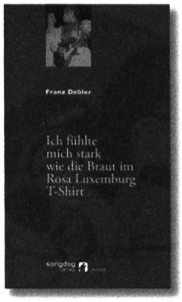
Die Weisheit des Plan B

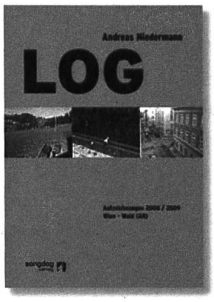
Hier tut sich denn auch die Parallele zum zweiten Werk im selben Verlag auf. Zum Abschluss des Jahres, das er im Atelierhaus «Birli» in Wald inmitten Appenzeller Bauernhöfe verbrachte, präsentiert uns Songdog-Verleger Andreas Niedermann ein Logbuch seines Aufenthalts. Entstanden ist das Werk nur, da sein ursprünglicher Plan, einer alten Geschichte aus dieser Gegend nachzuspüren, schief ging. Und, so Niedermann in seinem Vorwort, «wer so oft gescheitert ist, macht einen Plan B».

Dieser Plan B heisst «Log – Aufzeichnungen 2008/09 Wien – Wald (AR)» – ein buntes Lesebuch mit Tagebuchcharakter, das von Beobachtungen über Kurzgeschichten und Gedichte bis zu politischen Kommentaren zu Ereignissen in der Schweiz, meist aber in Österreich reicht. Was wohl daran liegt, dass Niedermann ein gewisses Heimweh nach der Wahlheimat Wien nicht losgeworden ist. Und, nur damit Sie nicht sagen können, ich hätte Sie nicht gewarnt: Ich komme auch zweimal ganz kurz darin vor, fast am Anfang und fast am Schluss. «Log» soll ein «Stöber- und Herumblätterbuch» sein, wie Niedermann selber betont. Und wenn man es nicht lesen mag, führt er weiter aus, habe es «genug Gewicht, um damit nach einem ungebetenen Gast zu werfen. Das ist auch im Sinne der Literatur, wie ich sie verstehe: brauchbar.» *Etrit Hasler*

FRANZ DOBLER:
Ich fühlte mich stark wie die Braut im Rosa Luxemburg T-Shirt.
Songdog Verlag, Wien 2009.

ANDREAS NIEDERMANN:
Log – Aufzeichnungen 2008/09 Wien – Wald (AR).
Songdog Verlag, Wien 2009.





«Ich bin ein Störsender»

Im Appenzeller Verlag erscheinen sechs Hefte zu Peter Morgers literarischem Werk. Die ersten beiden Ausgaben bestechen durch ihre bündige Auseinandersetzung mit dem Künstler.

von RENÉ SIEBER

Freitag, 3. März 1989. Im Korrektor-Kabäuschen der «Appenzeller Zeitung» halte ich eine Druckfahne in den Händen: Schriftsteller Hermann Burger am 28. Februar 1989 in Brunegg gestorben. Suizid. Ich reagiere bestürzt auf die Meldung. Am Abend treffe ich mich in Herisau mit Peter Morger, der mir nach langem Aufschub seine ins Unendliche gewachsene Diabilder-Sammlung zeigen möchte. Wir hocken auf dem Boden seines Ateliers, schauen Hunderte von Bildern an und reden über die Schriftstellerei und den Tod von Burger. Für ihn ein noch heikleres Thema als für mich. Irgendwie scheut er sich, offen über seine Gefühle und Gedanken zu reden. Und wieder einmal spüre ich, wie nahe ihm eine Künstlerbiographie gehen kann. Also schweige ich lieber. «Nach meinem Tod werde ich vielleicht doch noch bekannt», glaube ich ihn einmal sagen zu hören. Die Stunden mit ihm langweilen mich nie, aber dieser Märzabend ist mir positiv wie negativ im Gedächtnis geblieben. Keine Ahnung, warum mir die Begegnung mit Morger vor zwanzig Jahren immer noch so präsent ist. Ein leidiges Thema: Tod und Nachruhm. Nach Hugo Loetschers Tod liegen seine Werke in unseren Buchhandlungen auf, als hätte die Schweiz einen Nobelpreisträger zu feiern.

Stöcklis konziser Sprachstil

Sieben Jahre nach Peter Morgers Freitod – an seinem 47. Geburtstag am 12. Februar 2002 in der Psychiatrischen Klinik Herisau – veröffentlicht der Literaturwissenschaftler und Lyriker Rainer Stöckli die ersten beiden Hefte seines auf sechs Ausgaben geplanten Editionsvorhabens «Peter Morger. Sichtung eines literarischen Werkes». Heft eins ist Anfang Juni erschienen, Heft zwei im September. Nach dem vertieften Lesen in «Ich und ich und nochmals ich. Wo bleibt da Platz für dich?» bin ich erstaunt über die seriöse Herangehensweise des Herausgebers an die phantasieschwangere Schriftstellerei Morgers. Zudem wirkt Stöcklis ureigener Sprachstil mit konzisen Anmerkungen und knapp gehaltenen Deutungen fürs Erste befremdend. Doch nach der zweiten Lektüre des ersten Heftes denke ich anders: Vielleicht ist dies der richtige Ton, wie man «Morgers Ringen, seiner zeitweiligen Siegesgewissheit, seinen Skrupeln, seinen Kapitulationen» auch begegnen kann. Warum aufblasen und überdeuteln? Stöckli versucht seit zwei Jahren, PeMos Werk anders zu begegnen: Er fährt herunter. Sucht die Essenz.

Im ersten Kapitel «Viel Federlesens um ein Zwiegesicht», in dem er vorwiegend auf das Buch «Pius und Paul» von 1984 eingeht, gelingen ihm schon im ersten Abschnitt ein paar bemerkenswerte Einsichten: «Nicht erst der Leserin von ‹Wortschatz› (1997), zuletzt der ‹Ein- und Ausfälle› (2001), sondern bereits dem Leser des ‹Roman› geheissenen Zweitlings muss die unberechenbare Mischung von Höhenfliegerei und Niedergeschlagenheit, der Wechsel von Überhebung und Verzweiflung aufgefallen sein.» Das sei, so der Herausgeber weiter, Morgers «Prinzip der ‹Zwiegesichtigkeit›, das er geniesst, das er ausspielt, mit dem er jongliert, tändelt, kokettiert. Es hält denn auch vor, je länger je weniger freiwillig, je länger je lastender, bis zum brüsken Schluss seines Lebens.» Eine fatale ‹Schlussbilanz› von PeMos Leben und Werk auf den ersten zwei Seiten des Heftes.

Zwischen Fantasie und Realität

Im zweiten Kapitel widmet sich Rainer Stöckli «Morgers Aphorismen-Fabrik». PeMos Suche nach einem Titel für seine «Gedankensprünge» mutet wie eine Kabarettisten-Nummer an. Einmal sieht er seine Sätze als «Egomanien», «Hieb- und Stichworte» oder gar «Hirnereien» und «Grosse Dummheiten», ein anderes Mal betitelt er sie als «Aphorismen», «Aperçus» und «Pirouetten». Ein Satz wie «Wer schläft, sündigt bekanntlich nicht», ist nicht ohne selbstbiographische Deutungen zu verstehen. Immer ist die Sehnsucht da, auszubrechen, den Kokon platzen zu lassen. «Die Sehnsucht nach Sehnsucht. Im Zug nach Irgendwo singt Pius das Lied vom Flug nach Nirgendwo», heisst es bezeichnenderweise in «Pius und Paul». Und in den wild verstreuten Sätzen lakonischer: «Ich will ausufern, wie die Weltmeere.» Doch so ganz ohne Boden unter den Füssen will sich der Phantast dann doch nicht sehen. «Mich kann man brechen. Doch niemals meinen Kern.» Auch in den Aphorismen kehrt die Zwiegesichtigkeit wieder in PeMos Reich seiner Gedankenschweiferei. «Ordnung muss Schwein./Chaos ist Luft.» Dieses Hin- und Hertauchen zwischen Phantasie und Realität ist auch in seinen spontan hingeworfenen Briefen immer wieder fühlbar gewesen. In einem Brief schrieb er mir einmal: «Wann nur sehen wir uns wieder, mon ami? Aber in die Stadt darf ich nur noch selten. Vermaledeite Stadt/Klein-Sodom/Schwarze Engel… wo ich alle meine (Doppel) Laster ausgelebt habe.» Bei Morger war nie etwas nur einfach, einmal da. Hinter den Dingen klaffte stets ein doppelter Boden, ging ein weiteres Fenster auf. Zugluft kam auf, ja Sturm, der um seinen «Kern» wütete.

Die geheimnisvollen Notizhefte

Bündiger und merklich kritischer als in den ersten beiden Kapiteln geht Rainer Stöckli im dritten Kapitel «Das Selbstzerwürfnis» auf die Notizhefte von Peter Morger ein. Auch diese bekamen vom Autor diverse Namen: «Mobiles Einsatzbüchchen», das «Schlaue Buch» oder «Zauberbuch». Hier schrieb Morger mit Kugelschreiber, Tinte oder Filzstift seine Einfälle und Notate auf. Oder zeichnete darunter mit Bleistift Karikaturen über Gespinste, die ihm im Kopf herumschwirrten. Ob diese Art «Tagebücher» bei einer allfälligen Veröffentlichung von literarischem Wert wären, sei einmal dahingestellt. Ich würde sie gerne vor mir haben, um wild darin zu lesen und mir subjektiv ein Bild zu machen. Wie es Rainer Stöckli getan hat, der von den Morger' schen Denkatomen mal mehr oder weniger begeistert ist und beim längeren Lesen im «Privatbuch» von April und Mai 1982 ein «frühes und heilloses ‹Selbstzerwürfnis›» zu entdecken glaubt.

Morger suchte oft das Spontane in seinem Schreiben. In diesem Sinne war er ein Nomade und Appenzeller Nachfahre der Beatniks. Ein bäuerisch gehender Vorstadtvagabund, der von Trogen aus die Welt erkundete. Und immer auch sich selbst. Peter Morger und die Liebe. Rainer Stöckli versucht sich diesem Lebensthema in ein paar eher hilflosen Sätzen anzunähern. Wahrscheinlich würde auch eine vertieftere Auseinandersetzung angesichts dieser Tragik am Ende ins Leere laufen. Peter Morger sitzt im Zug on the road vis-à-vis seiner Angebeteten, einem «spröden Aengel (sic!)», und anstatt mit einem Happy-End endet die Begegnung mit einem Rückzug respektive einer Resthoffnung: «Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Let's sleep next (?) night in my Soul-Kitchen.» – Gedanklich weiterfliegend stelle ich mir Morger an einem Sommertag 1985 vor, als er, laut eigener Aussage, «in die umgekehrte Richtung flüchten musste» (von Bern nach Trogen), aber von einer berauschenden Aufbruchstimmung erfasst wurde: Die Espressomaschine dampft orgiastisch in seiner Trogener Küche, draussen pfeifen die Vögel, von fern klingen die Stimmen der Kantischüler und am Himmel türmen sich Schönwetterwolken. Bevor Morger zu seinem rituellen Bade zu den

Drei Weiren aufbricht, wuchert er sich durch seine Textlandschaften und «fabriziert» seine «Poesie aus Bruchstücken, Worttrümmern und Satzbauten». Einen solcherart ungehemmten Schreibfluss nannte der Autor in einem «Brief an die Freunde!» von September 2000 «Morger-Dämmerung». Diese Hoch-Stimmungen waren nicht selten in Morgers Leben. Ihnen auf dem Fusse folgten Tiefs und Tiefsts, die sein gesamtes Erwachsenen-Leben gleich giftigen Pfeilen durch drangen und verwundeten.

Ein letztes Aufbäumen

Kürzlich wurde der Berner Lyriker und Mundart-Rapper Kutti MC gefragt, was für ihn die Schweiz ausmache. «Die Aare», gab er zur Antwort. Eine ähnliche Aussage hätte wohl auch Peter Morger gemacht, denn dieser Fluss hing existentiell mit seiner Berner Zeit Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre zusammen. Noch im oben erwähnten «Brief an die Freunde!», den ich heute als letztes Aufbäumen Morgers gegen die Depressionen seiner letzten anderthalb Lebensjahre sehe, widmete er der Aare ein paar Zeilen: «Liess mich zeitlos und immer wieder in der Aare treiben, weckte meinen lahmenden Körper auf in den grünen, kalten Wogen. Ich hüpfte übermütig von Sprungbrettern, massierte meinen Rücken auf langen Rutschbahnen, spazierte stundenlang durch die herrliche Auen-Landschaft.» Schreibt so einer, der bald sterben möchte? Nach Kindheit und Pfadi waren die Berner Jahre vermutlich seine glücklichste Zeit.

Eine andere Heimat fand der Einsiedler Morger in Trogen, das er als Refugium beschrieb, wo er Ruhe und Akzeptanz fand. Und der dritte Eckpunkt in seinem Leben war der Appenzeller Verlag respektive die «Appenzeller Zeitung» in Herisau, für welche er über Jahre als Journalist und Fotograf seine präzisen, ironisch gebrochenen Beiträge schrieb, unermüdlich und zuverlässig, wenn ihn nicht eine seiner Launen ausscheren liess. Es ist jetzt auch der Appenzeller Verlag und sein Herausgeber Marcel Steiner, der dem akribischen Unterfangen Rainer Stöcklis, das Werk Peter Morgers zu sichten und damit vor dem Vergessen zu bewahren, eine Art Heimat gibt. Ein grosses Lob gehört in diesem Sinne auch dem Gestalter Josef Scheuber und der Graphikerin Anna Furrer, die das erste Heft mit den wunderschönen Faksimiles zu einer wahren Augenweide machten.

Institut für Sinn-Stiftung

Im September 2001 schickte mir PeMo ein «exklusives VorAbExemplar», ein sogenanntes «3/4 Expl.», wie er es nannte, der «Ein- und Ausfälle – Ein Gemischtwarenband» nachhause. Der Appenzeller Verlag zauberte aus Morgers Sätzen und Prosa ein editorisches Meisterwerk. Und ich war glücklich, dass alle Seiten im Buch vorhanden waren. Unter die Widmung schrieb er in seiner typisch kalauernden Weise: «(Wahn?)-Sinn mit Methode(!?)». Ich schmunzelte. Hätte ich damals gewusst, welch tieferer Sinn sich dahinter versteckt hielt, wäre ich erblasst. Schon ein paar wenige Monate später verdichtete sich diese Aussage zum Schock. Rainer Stöckli hat auf der Rückseite von «Ich und ich und nochmals ich. Wo bleibt da Platz für dich?» Auszüge aus diesem Buch setzen lassen, die sich wie eine sarkastische Kurzbiographie lesen. Sie seien darum hier mit ein paar Anmerkungen zitiert. «Ich bin unendlich tolerant, da ich selbst auf grösstes Verständnis angewiesen bin.» Hinter dieser Aussage versteckt sich mehr als Ironie. Indem der Autor gesellschaftlich selber Toleranz zu leben versucht, glaubt er für seine Macken und Schrullen nicht auf Ablehnung stossen zu müssen. – «Ich war Direktor im Büro für angewandten Wahnsinn. Jetzt bin ich Präsident des Instituts für Sinn-Stiftung und Verwaltungsrat im Zentrum für Mogerismus.»

Morger hat unter seiner Unfähigkeit, sich anzupassen, also zum Beispiel einen bürgerlichen Beruf anzunehmen, zeitweise gelitten. Wenn es ihm gut ging, war er der ungebundene Dichtergeist, der auf nichts und niemanden Rücksicht nahm. Ging es ihm schlecht, äusserte er mir gegenüber nicht selten den Wunsch, irgendwo in einem Büro seinen Platz zu finden und ein Gehalt zu erhalten. – «Ich bin kein Mensch. Ich bin ein Peter. In Bern hab ich die Magie erlernt.» Der unbedingte Wille zur Individualität? Und ja, Bern, die nächste Verbeugung vor der Bundesstadt! – «Ich war anziehend und wusste es nicht. Jetzt will ich anziehend sein und bin es nicht mehr.» Wieder das Kreuz mit der Zwiegesichtigkeit! Schizophrenie des Begehrens. Notabene Morgers Kampf gegen seine Einsamkeit und Probleme mit der Geschlechtlichkeit. Seine ungestillte Sehnsucht. – Und ohne Erläuterung: «Ich bin ein Störsender und beame mich selbst ins Abseits.»

RAINER STÖCKLI (HRSG):
Peter Morger: Ich und ich und nochmals ich. Wo bleibt da Platz für dich? Erstes Heft.
Appenzeller Verlag, Herisau 2009.

RAINER STÖCKLI (HRSG):
Peter Morger: Aber dä Näbel isch gschtige i de letschte Joor. Zweites Heft.
Appenzeller Verlag, Herisau 2009.

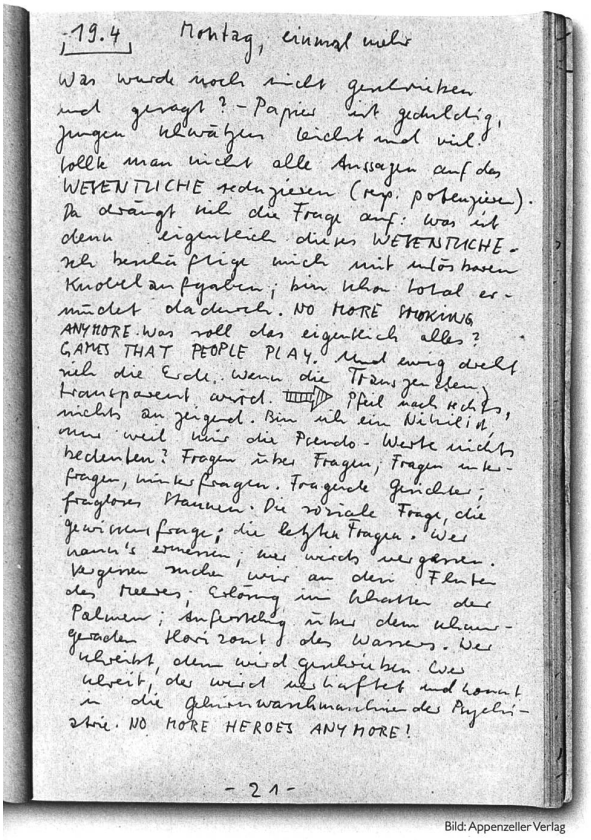

19.4 Montag, einmal mehr
Was wurde noch nicht geschrieben und gesagt? – Papier ist geduldig, jungen Schwätzen leicht und viel. Sollte man nicht alle Aussagen auf das WESENTLICHE schnitzeln (resp. potenzieren). Da drängt sich die Frage auf: Was ist denn eigentlich dieses WESENTLICHE – ich beschäftige mich mit solchen Knobelaufgaben; bin schon total ermüdet dadurch. NO MORE THINKING ANYMORE. Was soll das eigentlich alles? GAMES THAT PEOPLE PLAY. Und ewig dreht sich die Erde. Wenn die Träume gelten, transparent wird. Pfeil nach links, nichts anzeigend. Bin ich ein Nihilist, nur weil ich die Pseudo-Werte nichts bedeuten? Fragen über Fragen; Fragen ins Fragen, ins Fragen. Fragende Gesichter; fragloses Staunen. Die soziale Frage, die Gewissensfrage; die letzte Frage. Wer nennt's ermessen; wer wirds vergessen. Vergessen suchen wir an den Ufern des Meeres; Erlösung im Schatten der Palmen; Sehnsucht über dem schwingenden Horizont des Wassers. Wer schreibt, dem wird geschrieben. Wer schreit, der wird verhaftet und kommt in die Gehirnwaschmaschine der Psychiatrie. NO MORE HEROES ANYMORE!
– 21 –

Bild: Appenzeller Verlag

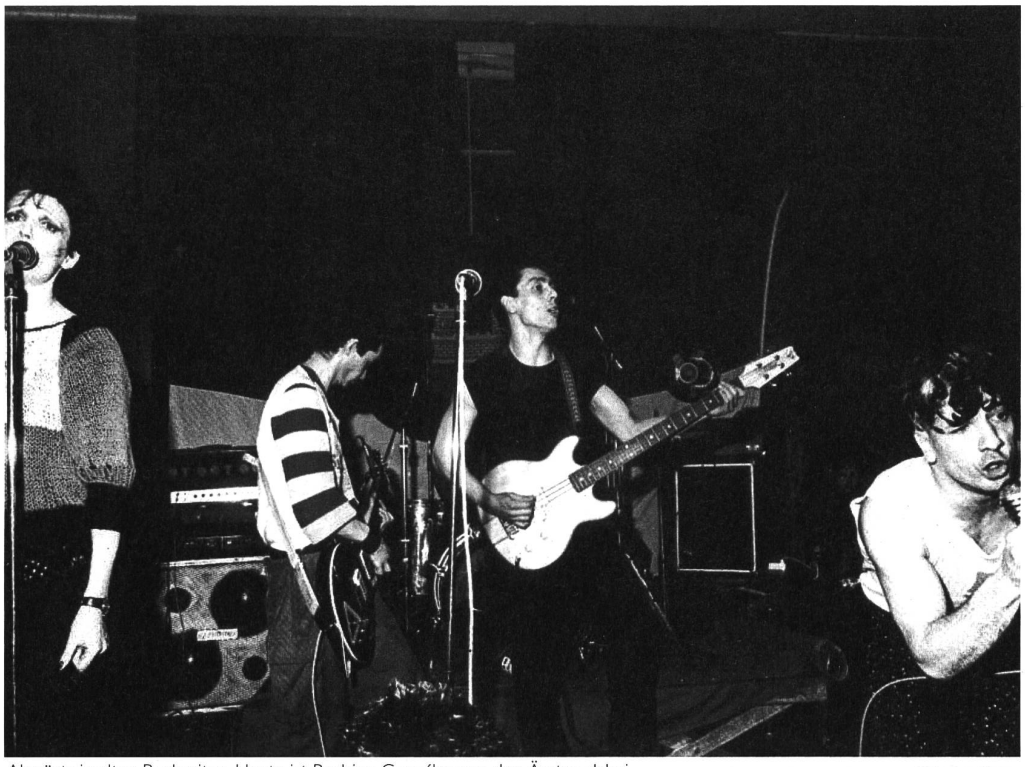
«Die Zeit der selbstmörderischen Spassmacher bricht an.
Lachen kostet einen Franken.
Kinder kann man sich fast keine mehr leisten,
bei diesen Lebenshaltungskosten.
Studenten machen Untersuchungen und
untersuchen die Untersuchungen.
Hätten wir doch die Indianer nicht umgebracht.
Das Bruttosozialprodukt macht Bocksprünge.
Die Börsenkurse spielen verrückt.
Geborenwerden und Sterben ist unanständig,
passiert hinter verschlossenen Türen.
Heiliger Aquarius, steh' uns bei.»

(Peter Morger, Zitat 12 aus Heft 1)

Als Punk noch keine Zukunft hatte

Erst von der Dosenbier-Fraktion verachtet, dann dem Mainstream zugewandt. Die Deutsche Band Abwärts hat an der Punkgeschichte mitgeschrieben.

von MARTIN BÜSSER



Abwärts in alten Punkzeiten. Heute ist Rodrigo Gonzáles von den Ärzten dabei. Bild: ar/gee Gleim

Es gibt Bands, denen gelingt es, die Stimmung eines bestimmten historischen Zeitabschnitts so komprimiert und präzise einzufangen, dass man sie dafür auch noch liebt, wenn dieser Zeitabschnitt längst vorbei ist. Abwärts ist eine solche Band. Ihr LP-Debüt «Amok Koma» von 1980 brachte das Lebensgefühl einer ganzen Generation auf den Punkt: hin- und hergerissen zwischen Ohnmacht und Panik, Verzweiflung und Wut. Das mag pathetisch klingen, doch in seinen besseren Momenten war Punk stets pathetisch, nie distanziert cool, sondern voller Dringlichkeit.

Auf dem Cover von «Amok Koma» ist ein Soldat zu sehen, zurückgelehnt am Fenster, die Maschinenpistole im Arm. Das Foto ist so ambivalent, wie es der frühe Punk in Deutschland war. Denn das, was man da sieht, ist nicht offenkundig als Anklage gegen den Krieg gekennzeichnet. Hier spielen Leute mit einer Ästhetik, die nichts mit der damals dominanten Friedensbewegung gemeinsam hat. Keine Tauben, kein betroffener «Why?»-Schriftzug, sondern ein fast zynisch affirmatives Statement, dass wir uns mitten im Krieg befinden und das akzeptieren müssen.

Begeistert entfremdet

Punk im Deutschland der frühen Achtziger war Hedonismus und Negativität zugleich – Tanz auf dem Vulkan, Party am Abgrund. Entstehen konnten eine solche Musik und Haltung nur aufgrund der besonderen politischen Situation, in der sich das Land damals befand. Das während des Kalten Krieges angehäufte nukleare Arsenal reichte aus, um die Erde mehrfach zu vernichten. Innenpolitisch noch vom Herbst 1977 und der RAF-Bedrohung paralysiert, aussenpolitisch in Verhandlungen mit den USA wegen der Stationierung von Mittelstreckenraketen auf dem Terrain der damaligen BRD, glich Deutschland einem Hochsicherheitstrakt. Wenn es tatsächlich zu einem Atomkrieg kommen sollte, so die allgemeine Stimmung, dann in diesem Land. Die Aktivisten der Friedensbewegung versammelten sich zu Tausenden auf den Ostermärschen, ihr bevorzugter Soundtrack waren BAP, politisch engagierter, pädagogisch wertvoller Dialekt-Rock.

Mit dieser stets vernünftigen, endlos argumentierenden und diskutierenden Gymnasiallehrer-Kultur wollten die Punks jedoch nichts zu tun haben. Sie drehten den Spiess um und taten so, als ob sie die apokalyptische Stimmung geniessen würden. «Ich steh auf Viren, ich steh auf Zerfall», sang Blixa Bargeld, hagerer Sänger der Einstürzenden Neubauten aus Berlin. «Zurück zum Beton», forderten S.Y.P.H. aus Düsseldorf. Das Prinzip lautete «Scheinaffirmation» oder, wie es der Philosoph Theodor W. Adorno einmal formuliert hatte: «Mimesis ans Entfremdete». Also mit verkrampftem, wie unter Strom stehendem Körper so tun, als ob man die Entfremdung längst begeistert verinnerlicht hätte. Punk klagte so mit roboterhaft zuckenden Bewegungen die Entfremdung nicht vordergründig an, sondern zelebrierte sie auf verstörende Weise.

Maximale Beklemmung

Obwohl, was heisst hier Punk? Als sich die Bewegung zu Beginn der Achtziger etwas zeitverzögert auch in Deutschland rasend schnell ausbreitete, begann sie sich sofort in zwei völlig unterschiedliche Lager auszudifferenzieren. Auf der einen Seite dogmatischer Street-Punk mit Nietenjacke und Dosenbier rund um die Uhr als

Erkennungszeichen. Auf der anderen Seite eine kleine Fraktion von Musikern, denen Slogans wie «Polizei = SA, SS» (Slime) zu platt waren und die sich eher von den Kälte-Strategien des New Wave angezogen fühlten. Intensität dank Negativität. Dieser Punk-Fraktion gehörten auch Abwärts an, 1979 von Frank Z. und FM Einheit gegründet, der ab 1981 auch bei den Einstürzenden Neubauten spielte. Ihr Debüt war eine Mischung aus schneidendem, aggressivem Punk und leicht avantgardistischen Elementen, womit noch beide Punk-Fraktionen leben konnten. Doch schon ihr zweites Album «Der Westen ist einsam» von 1982 markierte einen entscheidenden Bruch. Wie ein Monolith überragte diese düstere, schleppende Platte die deutsche Musiklandschaft und warf lange, dunkle Schatten. Zeilen wie «Beim ersten Mal tuts immer weh/Und manchmal tut es nur noch weh» brannten sich sofort ein – diese Musik hielt keinen Ausweg mehr offen. Sowohl die Texte wie auch die musikalische Umsetzung sorgten für maximale Beklemmung.

Historische Singularität

Statt leidenschaftlich nach vorne treibendem Punkrock herrschte ein pulsierender Industrial-Wave-Sound vor, maschinell, trostlos, beinahe resigniert. In England und den USA gab es bereits ähnliche Ansätze bei Suicide, den Swans oder Throbbing Gristle, doch in Deutschland war ein solcher Sound neu. Die Dosenbier-Fraktion verhöhnte Abwärts von nun an als «Kunst-Punk». Dazu liess sich kein Pogo tanzen, das konnte man sich nicht einmal mehr schönsaufen.

Danach ging es mit Abwärts allerdings, um dieses Wortspiel zu strapazieren, bergab. Nach einer dreijährigen Pause folgten ab Mitte der achtziger Jahre mehrere Neuanläufe mit einer mehr am Mainstream-Punk orientierten Musik, inklusive Heavy-Metal- und Stadionrock-Elementen, die der Band immerhin eine Tour im Vorprogramm von Bad Religion einbrachten. Man muss die Musik, die Abwärts heute spielen, nicht mögen. Dennoch wäre es überheblich, eine über Jahrzehnte wandlungsfähige Band nur an ihrer Frühphase zu messen. Denn die historische Singularität dessen, was «Amok Koma» und «Der Westen ist einsam» auszeichnet und zu Klassikern macht, lässt sich nicht wiederholen. Sie ist unmittelbar mit jener Zeit verbunden, in der «no future» noch keine leere Floskel war.

KULTURLADEN KONSTANZ.
Mittwoch, 21. Oktober, 21 Uhr.
Mehr Infos: www.kulturladen.de

GRABENHALLE ST.GALLEN.
Samstag, 31. Oktober, 22 Uhr.
Mehr Infos: www.grabenhalle.ch

Dröhnende Gegenwartsanalyse

Der Rapper und Journalist Daniel Ryser aka Göldin veröffentlicht zusammen mit Bit-Tuner sein neues Album.

von CHRIGEL FISCH

«Die Sonne geht auf und scheint auf ein grosses Nichts». Könnte der erste Satz im neuen Roman von Markus Werner sein. Ist aber von Göldin, dem Thurgauer Punkpoeten mit Wahlheimat Zürich. Er trägt dieses Intro im Song «Rock n Roll» auf der vierten Göldin & Bit-Tuner-Platte «CSI: Appenzell» vor, mit seinem bekannten spitzen Maul, Kinn nach vorn, Spucke im Anschlag. Später im Song heisst es: «Rock n Roll – Motherfucker! S ganz Dorf abfackle!». Die Musik: treibend, laut, Feedbacks, als hätte jemand die hysterischen Beats von DAF mit Mike Watts Bassgrollen kurzgeschlossen und Dälek auf den Plattenteller geworfen.

State of The Union, Herbst 2009: Die Krise kreist im Vaterland, Staat und Wirtschaft fördern Privatkonsum ausgerechnet von denjenigen, die oft nicht mal die Miete zahlen können, während Bundesrat Merz der mächtigen UBS gerade sechzig Milliarden Staatshilfe rübergeschoben hat. Logisch, dass Göldin Merz als Laufburschen der mächtigen UBS abkanzelt, ihn gar aufs Cover der Platte klatscht. Die Krise ist natürlich eine verschleierte Bankrotterklärung des Heuschreckenkapitalismus, sie ist nur hochgeredet worden, um ein Vakuum zu schaffen, das den Bürgern wenig Raum zum Überlegen und Handeln bietet. Wer den Raum hat, sieht schnell: Für so blöd wurde das Schweizer Volk seit der Härdöfpe-lanbauschlacht im Vorgarten des Reduits nicht mehr verkauft. Göldin und Bit-Tuners Beweisstück «CSI: Appenzell», diese hochgepitchte Handgranate, kommt da natürlich genau zur richtigen Zeit angeflogen. Deckung? No Way.

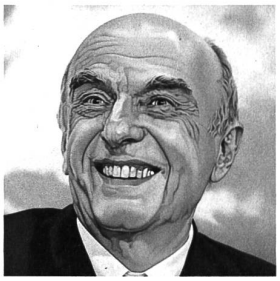
Echte Probleme

Der Song «Shit Face Force» ist ein halsbrecherischer, wütender Monolog, der die «Wahrheit über das Thurgau» mit dem Abwurf von «Securitas-Beamten über Bagdad» und dem Schweizer Wohnsitz der jamaikanischen Dub-Legende Lee Scratch Perry in einer Weise zusammenwirft, die man so noch nicht gehört hat. Und komme jetzt bitte niemand mit Kutti MC oder Mani Matter um die Ecke. Hier geht es um die Benennung echter Probleme: Konsumwahn, Alkoholdelirium, billige Drogen, Wahnsinn, Onanie, Nazis. Der 29-jährige Kaffeejunkie Göldin sucht damit weder die Gunst des Feuilletons noch die Küsschen der trendigen People-Redaktionen. Sein Atem ist länger als zwanzig Minuten. «I bi dä Kuno Lauener für Armi, s'Guantanamo für d'Sophie Hunger. Suech der öppis us, Kritikertubel!», höhnt der rappende Punkpoet weiter, bevor er «Gratiszeitungsjournalisten nackt über Felder» treibt. Die Musik peitscht mit stumpfem Beat, die Gitarre fräst den Staub vom Visier, der Synthesizer ballert den Weg frei. Der Hexer poliert sein Gewehr. Er macht keine Gefangenen.

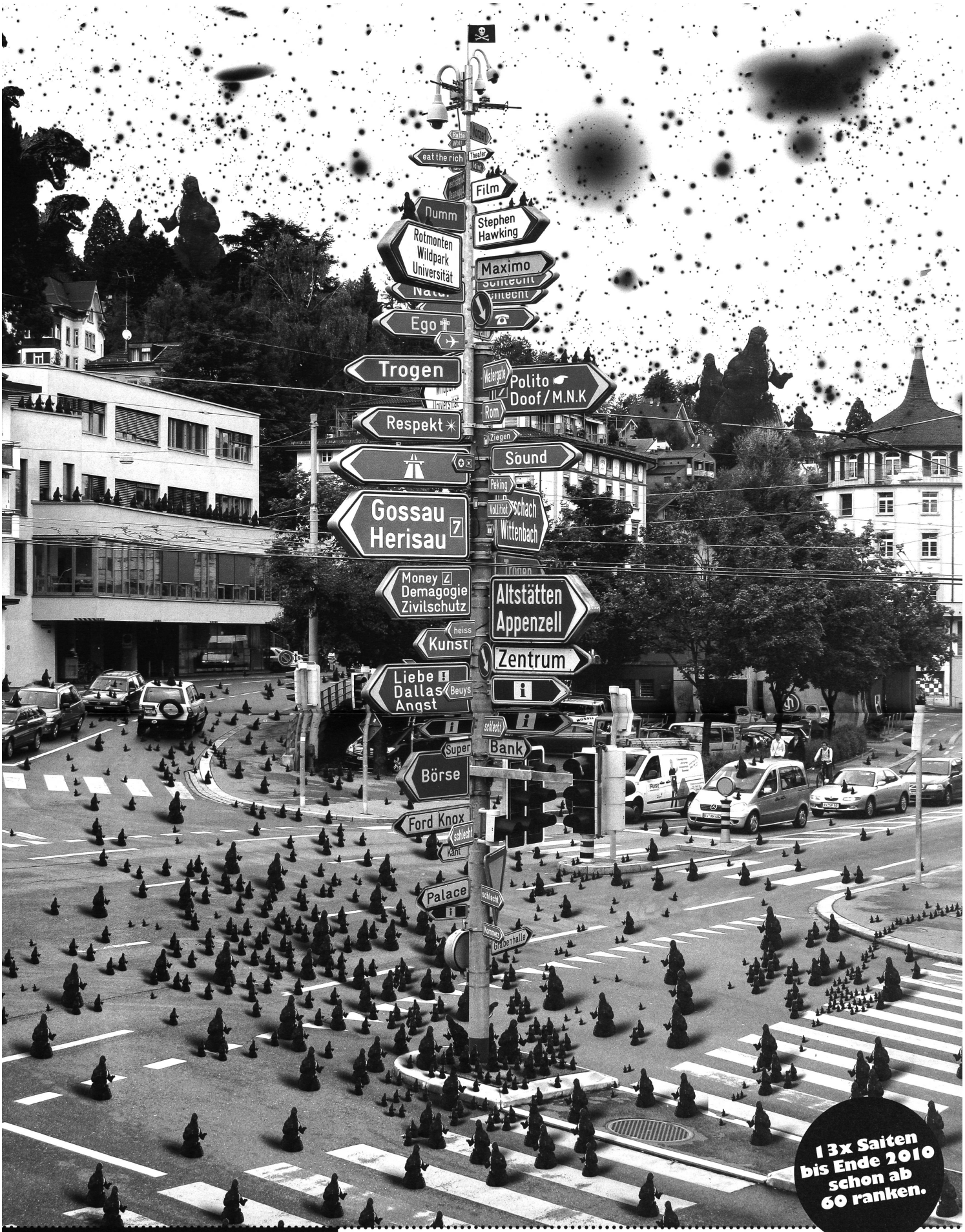
Wütend und höhnisch

Göldin steht in der Tradition von Olifr M. Guz oder Jörg Fauser, oder eben: Friedrich Glauser. Denn im Innersten liebt Göldin seine kaputte Provinz, seine durchgeknallten Protagonisten, die auch mal Katzenscheisse rauchen. Göldin beschreibt eine schäbige, ständig kippende Trostlosigkeit auf dem Dorf, in der Vorstadt, in Bars, im Freizeitpark, in der Stube. White Bünzli Trash. Im Song «Joy Division Country-Club» wird das Dilemma der ruhig gestellten Konsumgesellschaft klar: Wenn der letzte Quartierladen schliesst, um einer trendigen Galerie Platz zu machen, sagt Göldin: «Das isch kein Usdruck vo Veränderig, das isch d'Konsequenz, das isch en Boomerang.» Gnadenlos geklaut ist der Sound übrigens bei Joy Divisions Meisterwerk «Decades». Zuletzt: Auch den privaten, delirierenden Wahnsinn wie in «Nacht ohni Schatte» beherrscht Göldin gülden: «En blinkende Christbaum gschmückt mit Erbrochenem… Hitz im Winter, di ganz Stadt isch dure bi Rot. I minere Badwanne haltet sich eine füres Atom-U-Boot».

«CSI: Appenzell» ist ein starkes, wütendes, direktes, höhnisches Stück helvetischer Gegenwartsanalyse. Neben Partner und Beatschnitzer Bit-Tuner hat sich Göldin den Rocker Jari «Antti» Altermatt von der ebenso lauten Band Navel aus dem Laufental ins Boot geholt. Ob bierfester Zufall oder Gottes Fingerzeig. Jari hat acht der elf Songs mit Gitarrensounds und einem Mix versehen, die den Sound enorm greifbar machen. So greifbar wie ein Pflasterstein, den man sich schnappt und in die Fassaden der Schönen Neuen Welt schmeisst. Wären die nicht schon längst aus bruchsicherem Glas.



GÖLDIN & BIT-TUNER, CSI: APPENZELL
(Quiet Records/Irascible), erscheint am 2. Oktober.
Göldin und Bit-Tuner spielen am 16. Oktober mit Tom Combo im Kaff Frauenfeld und am 17. Oktober mit Jari Antti im Palace St.Gallen.



13x Saiten bis Ende 2010 schon ab 60 ranken.

Wissen, wo es hingeht.

SAITEN

Ostschweizer Kulturmagazin.
MONAT FÜR MONAT – *seit 15 Jahren.*
Auch im Internet:
www.saiten.ch

Der verlässliche Kulturwegweiser der Ostschweiz

- ☐ Ich möchte das neu gestaltete Saiten bis Ende 2010 für 60 Franken Monat für Monat in meinem Briefkasten
- ☐ Ich möchte das neu gestaltete Saiten bis Ende 2010 zum Unterstützungspreis von 90 Franken Monat für Monat in meinem Briefkasten
- ☐ Die Arbeit des unabhängigen und nicht gewinnorientierten Verlags Saiten ist unerlässlich. Ich möchte Gönnerin/Gönner werden und bezahle für 2010 mindestens 250 Franken.
- ☐ Ich möchte Saiten bei der Kulturvermittlung helfen und lege das Magazin bei mir für 110 Franken pro Jahr (exkl. MwSt.) auf.
  Ich bestelle monatlich ein Paket mit:
  ☐ 5 Exemplaren ☐ 10 Exemplaren ☐ 20 Exemplaren ☐ ___ Exemplaren

Vorname/Name/Firma: .....

Adresse: .....

PLZ/Ort: .....

Telefon: .....

Talon einschicken an:
Verlag Saiten, Blumenbergplatz 3, Postfach 556, 9004 St.Gallen

Oder hier bestellen:
www.saiten.ch/Tel. +41 (0)71 222 30 66/sekretariat@saiten.ch

Bild: Oliver Noonan

Fotografie des Grauens

Vor einem Jahr zeigte das Fotomuseum Winterthur Darkside I. Die Ausstellung thematisierte die fotografierte Sexualität. Darkside II widmet sich der zerstörerischen Seite des menschlichen Körpers.

von GEORG GATSAS

Die Schau beginnt im Block «Aufs Spiel setzen» ziemlich harmlos, mit den positiven Energien des Körpers. Hier ist er noch weitgehend unbeschädigt, obwohl er sich – getrieben von Ehrgeiz, Erotik, Ruhm – messen will. Der Mensch sucht freiwillig das Risiko, um Lust und Verbindung zu finden, ohne das mögliche schmerzhafte oder mit bleibenden Schäden folgende Ende zu erahnen. Er setzt sich aus, im Boxkampf, im Wasser, bei der Schwangerschaft.

Die Grenzen verschieben sich aber mit den weiteren Blöcken der Ausstellung. Zu sehen sind Bilder von Menschen, die ihren Körper verstümmeln, um irgendwelchen medialen Idealen zu entsprechen. Körper werden durch Unfälle, Misshandlungen, Operationen offen gelegt, aufgeschnitten, wieder vernäht oder durch Krankheiten entstellt. Die Narben erinnern unmittelbarer an die Fragilität des menschlichen Seins. Spätestens hier wird man sich der Rolle der Fotografie bewusst, die längst nicht mehr die unbestechliche Aufzeichnerin ist, sondern mit ihrer radikalen Subjektivität den Betrachter herausfordert und ihm die zentralen Fragen der Ausstellung stellt: Darf man solche Bilder produzieren? Ist es nicht bedenklich, diese im Neonlicht einer Kunstinstitution auszustellen? Was bewirken diese Fotografien bei dem Betrachter? Und ist der Akt des Fotografierens nicht nur ein Dokumentieren, sondern auch ein Eingriff ins Geschehen? Befördert die Fotografie sogar den Gewaltakt?

Das Leiden anderer

«Gewalt zieht Bilder an», sagte der Kurator Urs Stahel anlässlich der Ausstellungseröffnung. Radikal und erschreckend nimmt man diese Aussage an den Darstellungen von Krieg, Folter und Kriminalität wahr. Massengräber quellen über, zerfetzte Leichenteile stapeln sich in den Schützengräben, ein menschliches Schattenbild auf einer Betonwand zeugt von der zeitgleichen atomaren Vernichtung von 200'000 Personen in Hiroshima. Nick Uts ungeheuerlicher und weltbekannter Schnappschuss aus dem Vietnamkrieg, auf dem eine Gruppe vor Angst und Schmerz brüllender Kinder nach einem Napalmangriff aus ihrem Dorf flieht, brennt sich auf Lebzeiten ins Gedächtnis ein und zeigt die historische Dimension der Fotografie des Grauens auf. Es ist deshalb wichtig, sich die Frage nach den Gewaltbildern fortlaufend zu stellen, jetzt eben auch in der aktuellen Ausstellung des Fotomuseum Winterthurs. Die berühmte Philosophin Susan Sontag hat zu diesem Thema verschiedene Antworten gefunden. Hatte sie zuerst gegen Gewaltbilder plädiert, weil einen solche Bilder nur verfolgen, ohne Wissen zu produzieren, so hatte sie sich jedoch gegen Ende ihres Lebens dafür ausgesprochen, dass man das Leiden anderer immer wieder betrachten muss, um sich mit der Gewalt auseinanderzusetzen.

Mächtige Bilder

Fotografien können aber auch Macht aufzeigen und gegebenenfalls vergrössern, sofern sie zu politischen Zwecken bewusst eingesetzt werden. Passende Beispiele davon finden sich auf Abbildungen von Massenbewegungen; in den dreissiger Jahren meistens verbunden mit Sportereignissen wie den Olympischen Spielen in Berlin. Wie gross aber die Macht von Bildern selbst ist, vermittelt die klug konzipierte Ausstellung in der mit Videos bespielten Black Box. Thomas Gallers Video-Arbeit «Week End», ein Zusammenschnitt aus heruntergeladenen Youtube-Clips, zeigt das Treiben amerikanischer Soldaten in ihrer Freizeit im Irak. Sie sind jung, infantil, blödeln herum und schneiden Grimassen vor der Kamera, im Aussehen kaum zu unterscheiden vom alltäglichen Strassengänger. Daneben laufen ununterbrochen, vom Internet heruntergeladene Momentaufnahmen aus dem Hochsicherheitsgefängnis Abu Ghraib. Die billigen Digitalfotografien gehören zu den wenigen Aufnahmen aus einem Krieg, die nicht von den amerikanischen Behörden zensiert oder zurückgehalten wurden und so bei der Veröffentlichung in den Massenmedien die Berechtigung des Irak-Krieges in Frage stellten. Die Gegenüberstellung der gegensätzlichen Bilderströme stösst auf, lässt erschauern.

Gegen Ende der Ausstellung sieht man dem Tod büchstäblich ins Auge. Man begegnet W. Eugene Smiths «The Wake» (Totenwache), aber auch einem Selbstporträt von Robert Mapplethorpe, den Memento-Mori-Stock im Griff, gezeichnet von seiner Krankheit und kurz vor seinem Tod. Langsam löst sich der Körper auf, er verwest, wird zu Staub, zu einer Spur im Sand.

FOTOMUSEUM WINTERTHUR.
Bis 15. November. Öffnungszeiten:
Di bis So 11–18 Uhr, Mi 11–20 Uhr.
Mehr Infos: www.fotomuseum.ch

Tennisballkanone der Satire

Das Theater St.Gallen inszeniert eine Seifenoper in acht Teilen als Stegreiftheater. Ein Gespräch mit den beiden Machern Dominik Kaschke und Etrit Hasler über einen wandernden Kebabstand, gute Persiflage und St.Gallen als B-Stadt.

von CHRISTINA GENOVA

Nun gibt es sie endlich: die erste St.Galler Seifenoper. Sie wird aber nicht etwa bei Tele Ostschweiz über den Bildschirm flimmern, sondern gelangt auf der Bühne des Palace zur Aufführung. In acht Folgen wird sich das Schauspielensemble des Theaters St.Gallen mit den Eigenheiten der Stadt und ihrer Bewohner auseinandersetzen, die erste Premiere ist am 28. Oktober. Die Spielleitung übernimmt Dominik Kaschke, gebürtiger Wiener und selbst Mitglied des Ensembles. Den Stoff dazu liefert Etrit Hasler, Slam Poet, Stadtparlamentarier und frisch eingebürgerter Ortsbürger von St.Gallen. Was er im Laufe eines Monats sammelt, wird an einer Verständigungsprobe besprochen und gelangt am selben Abend noch auf die Bühne. Dies bedeutet viel Improvisation und Raum für Überraschungen.

SAITEN: Wie ist das Seifenoperprojekt überhaupt entstanden? Wer hat es angeregt?

DOMINIK KASCHKE: Die Grundidee stammt vom Theater St.Gallen. Es gab ja schon früher thematische Lesungen, die wir anlässlich von Premieren im Palace hielten, und man suchte nach einer kontinuierlichen Zusammenarbeit. Tim Kramer, der Schauspieldirektor, hat dann gemeinsam mit den Palace-Betreibern die Idee eines monatlichen Forums entwickelt, bei dem das Theater auf die Palace-Bühne kommt. Anschliessend fragte er mich, ob ich Lust hätte, die Leitung zu übernehmen.

Dein Part, Etrit, wird das Sammeln von Ideen und Gedanken sein, welche die Schauspieler dann verwerten. Ist für dich auch eine Rolle auf der Bühne geplant?

ETRIT HASLER: Bloss nicht, das überlasse ich den Profis. Mein Job ist es, das Lokalkolorit zu liefern, die Geschichten aus der Stadt.

Du bist jemand, der sehr pointiert Stellung bezieht.

ETRIT HASLER: Es heisst, meine charmante Boshaftigkeit sei bekannt.

DOMINIK KASCHKE:... und die ist auch absolut gefragt.

Ein paar Pfeilspitzen sind also erwünscht. Gibt es Tabus?

ETRIT HASLER: Vorläufig nicht: Wir nehmen die Tennisballkanone der Satire und schiessen damit rundherum – da bekommen alle ihr Fett weg, ob links oder rechts, oben oder unten, grün oder blau.

DOMINIK KASCHKE: Ja, aber wir müssen uns genauso zur Diskussion stellen. Die Selbstironie ist mir bei diesem Projekt sehr wichtig. Es kann nicht sein, dass wir von unserem Elfenbeinturm aus sagen: «Wir haben die absolute Weisheit und erzählen euch jetzt mal, wie eure Stadt funktioniert».

Mit der Seifenoper produziert ihr eine Art Stegreif-Theater. Worin bestehen die Herausforderungen eines solchen Formats?

DOMINIK KASCHKE: Vorweg mal: Nicht nur im deutschsprachigen Raum, sondern auf der ganzen Welt gibt es Theatergruppen, die sich ausschliesslich mit Improvisation beschäftigen. Es wäre absurd, zu glauben, dass wir aus dem Nichts heraus dasselbe schaffen könnten wie die. Wir müssen mit den schauspielerischen Mitteln, die wir haben, und den klassisch ausgebildeten Schauspielern, die uns zur Verfügung stehen, eine ganz eigene Spielform entwickeln.

ETRIT HASLER: Es ist ein Experiment auf allen Ebenen: mit dem Publikum, den Schauspielern wie auch dem Format. Die Möglichkeit des Scheiterns ist ständig präsent. Das ist auch der Reiz.

Schauplatz der Seifenoper wird ein Kebabstand sein, der in jeder Folge an einem anderen Ort in der Stadt plaziert wird.

DOMINIK KASCHKE: Ich komme aus Wien. Dort ist der Würstlstand an der Oper der Ort, wo sich Hinz und Kunz treffen. Einen solchen «Hot Spot» gibt es nicht in St.Gallen. Deswegen wechseln wir den Spielort von Folge zu Folge, aber das Sujet, der Kebabstand, bleibt.

ETRIT HASLER: Das Klassenbewusstsein in St. Gallen ist wohl zu gross, als dass es einen solchen Hotspot geben könnte. Wenn du dir zum Beispiel den Engel ansiehst, dann ist es ganz klar, was für eine Klientel dort verkehrt. Du würdest darin eher selten einen SVP-Gemeinderat antreffen – nicht, weil die dort nicht willkommen wären, aber das «macht man nicht» in St.Gallen. Man bleibt unter sich.

Habt ihr keine Angst, dass der rote Faden durch diesen wandernden Kebabstand verloren geht?

DOMINIK KASCHKE: Den bauen wir mit anderen Elementen auf. Soviel sei verraten: Ein roter Faden wird die Symbolik der Stadt sein. Dazu gehören für mich zum Beispiel die Bratwurst und der Bär.

ETRIT HASLER:... und Banken und Biber gibts auch noch. Wir sind eine B-Stadt. Der Stadtrat denkt von St.Gallen gern als A-Stadt, aber in Wirklichkeit sind wir eine B-Stadt. Das finde ich sehr schön.

Geht es euch darum, das Format Seifenoper zu persiflieren?

ETRIT HASLER: Eine gute Persiflage passiert mit Liebe – das gilt sowohl fürs Format wie für den Gegenstand des Persiflierten. Du kannst dich nicht über die Stadt St.Gallen lustig machen, wenn du sie nicht liebst. Das kommt sonst beim Publikum sehr schlecht an. Das mag man mir vielleicht jetzt nicht glauben, aber ich liebe diese Stadt, sonst wäre ich nicht mehr hier. Und ich werde hier auch nicht weggehen. Das ist kein Versprechen, sondern eine Drohung.

DOMINIK KASCHKE: Mir geht es weniger darum, das Genre Seifenoper zu persiflieren, als vielmehr eine liebenswerte, etwas durchgeknallte Kleinstadt mit unglaublich vielen Geschichten auf die Bühne zu bringen.

Im besten Falle fliesst das, was im Palace auf die Bühne kommt, wieder zurück in die Stadt.

ETRIT HASLER: Die Seifenoper ist ein flüchtiges Format. Das Beste, was uns passieren kann, ist, dass Zuschauer rausgehen und anderen Leuten sagen: «Das hättest du sehen sollen! Aber das kannst du nicht, es passiert ja nicht noch einmal. Ätsch!»

PALACE ST.GALLEN.
Mittwoch, 28. Oktober, 20.15 Uhr.
Mehr Infos: www.theatersg.ch

Dominik Kaschke und Etrit Hasler. Bild: Tobias Siebrecht

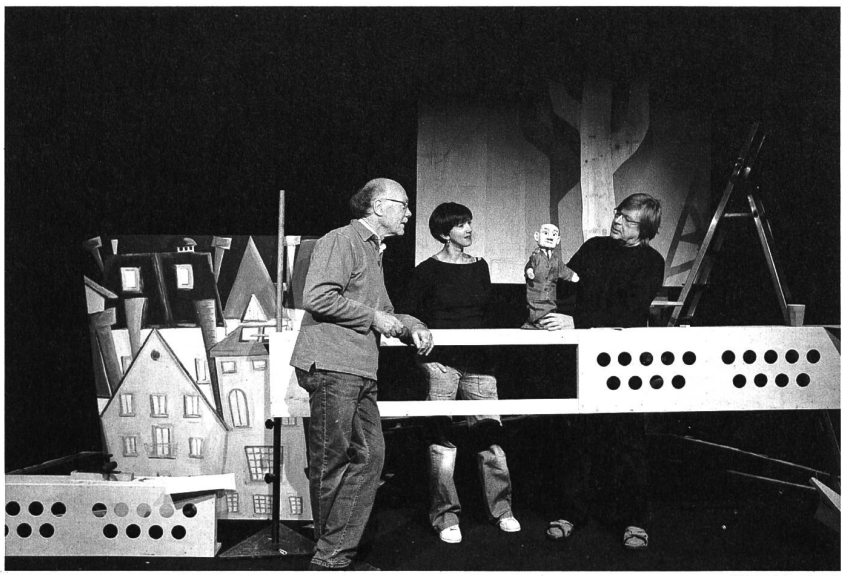


Bild: Christiane Dörig

Die Zitrone nicht weiter auspressen

Im Februar hat das Figurentheater St.Gallen Alarm geschlagen: Ohne höhere Subventionen würden einschneidende Einsparungen unumgänglich. Inzwischen hat sich die Situation entschärft, längerfristig bangt das Kleintheater aber weiter um seine Existenz.

von NATHALIE GRAND

St.Gallen gehört mit Basel, Zürich, Bern und Winterthur zu den Top Five der Deutschweizer Figurentheater. Als «Figurentheater bewegt» haben sich die fünf freien Institutionen vor vier Jahren zusammengeschlossen. «Mit 150 Stellenprozent hinken wir – mit Ausnahme von Winterthur – weit hinter den vergleichbaren Theatern hinterher», sagt Tobias Ryser, Co-Leiter des Figurentheater St.Gallen, das sowohl die traditionellen Spielarten des Puppentheaters als auch experimentelle Formen in Kombination mit Schauspiel pflegt. Ryser und Co-Leiterin Alexandra Schubiger Akeret arbeiten nicht nur in der Administration und Produktion mit, sie agieren auch als Puppenspieler.

Über 10 000 Besucherinnen und Besucher sahen in der vergangenen Saison von Oktober bis April die rund 120 Vorstellungen. Das Theater wird vom Verein Figurentheater St.Gallen getragen, der zurzeit etwa 400 Mitglieder zählt. Ausserdem subventionieren Stadt und Kanton St.Gallen das Figurentheater mit je 60 000 Franken im Jahr.

Sackgeld-Entschädigung

Obwohl Theaterleiter Tobias Ryser jährlich auf 20 000 Franken Lohn verzichtet und das Team für eine «Sackgeld-Entschädigung» arbeitet, schloss das Figurentheater St.Gallen die vergangene Saison mit einem Betriebsverlust von 16 000 Franken ab. Das Vermögen des Vereins schrumpft kontinuierlich. «Das Ensemble leistet rund 100 000 Franken Freiwilligenarbeit», sagt Vereinspräsident Niklaus Knecht.

Das Figurentheater St.Gallen hat in den letzten Jahren einen «Schub von Veränderungen» erfahren. Zum neuen Namen und Logo kamen eine neue Homepage, Online-Reservation und regelmässige Newsletters hinzu, ausserdem wurde der Theaterraum renoviert. Auf der Bühne gehören Eigenproduktionen, Gastspiele von namhaften Ensembles und ein erweitertes Kinder- und Erwachsenenprogramm zum künstlerischen Konzept. «All diese Veränderungen haben uns in eine finanzielle Schieflage gebracht», sagt Ryser. Erst nach wiederholter Anfrage hat sich der Stadtrat positiv für eine Subventionserhöhung um 15 000 Franken ausgesprochen. Der Kanton bewilligte zwar keine höheren Subventionen, sprach aber einen Beitrag von 10 000 Franken, Zweck gebunden für die Sponsorensuche. Es wird erwartet, dass ein Drittel der Erträge aus Drittmitteln erwirtschaftet wird.

«Wir haben die Klippe zwar dank der Stadt umschifft, längerfristig müssen wir aber aus dem Sockeldefizit herauskommen», sagt Knecht. Von den Strukturen her sei man in den fünfziger Jahren stehen geblieben, doppelt Ryser nach. «Wir können die Zitrone nicht weiter auspressen.»

Metaphern statt Mainstream

Alexandra Schubiger Akeret unterstreicht eine Besonderheit des Figurentheaters: «Neunzig Prozent unseres Programms richten sich an Kinder.» In Sachen Kindertheater gibt es in der Ostschweiz keine vergleichbare Institution. Davon profitieren auch die zahlreichen Besucherinnen und Besucher beider Appenzell und aus dem Thurgau. «Wenn wir um Subventionen nachfragen, beissen wir aber immer auf Granit», sagt Knecht.

Kinderproduktionen im Programm hat auch das Theater St.Gallen, in der im September angelaufenen Spielzeit sind es drei. Als «Theater mobil» können die Stücke auch ausser Haus gebucht werden. «Das Theater St.Gallen bietet die Stücke zu Dumpingpreisen an», kritisiert Ryser. Ein Blick auf die Hompepage zeigt: Das neue Kinderstück «Michel aus Lönneberga» kann für 300 Franken im Foyer des Theater St.Gallen und für 500 Franken an einem anderen Ort gebucht werden.

Das Figurentheater St.Gallen sträubt sich nicht gegen Veränderungen: Im Rahmen von «Figurentheater bewegt» wurde in der vergangenen Saison die Eigenproduktion «Der Wassermann vom Säntis» rund zwanzig Mal in diversen Deutschweizer Städten aufgeführt. «Für unsere aufwändigen Stücke ist ein mobiles Kindertheater aber keine Option», erklärt Ryser.

Einen Grund zum Feiern hat das Figurentheater St.Gallen allemal: Vor fünfzig Jahren wurde an der Lämmlisbrunnenstrasse 34 eine feste Bleibe gefunden. Und das soll auch noch lange so bleiben. «Wir sind glücklich mit unserem Vermieter, unseren Räumlichkeiten und unserem anspruchsvollen Publikum», sagt Ryser, der weiterhin poetisches Metaphertheater statt langweiligen Mainstream verspricht.

«DIE DREI VOM GALLUSPLATZ»
Programm des Figurentheaters St.Gallen

In diesem Herbst ist die Stadt St.Gallen Schauplatz einer heiteren Geschichte. Im Kinderstück «Die drei vom Gallusplatz» taucht ein Murmeltier vom Alpstein plötzlich am Gallusplatz auf. Dies nur wenige Tage bevor im Klosterareal eine Ausstellung mit wertvollsten Kirchenschätzen aus ganz Europa eröffnet wird. Das Abendprogramm für Erwachsene wird mit «Ein Mann spielt sich heim» von Kurt Fröhnlichs «Fährbetrieb» lanciert. Eine Woche nach der Premiere in Dresden ist das Stück am 24. Oktober erstmals in der Schweiz zu sehen. Neben Gastspielen und bewährten Reprisen folgt im Januar 2010 neu «Bauer Beck fährt weg». Das Stück erzählt die abenteuerliche Geschichte von einem Bauern, der mit seinen Tieren in die Ferien fährt.

Mehr Infos: www.figurentheater-sg.ch

Rama macht Schluss

In «Sita sings the Blues» kommt der Trennungsschmerz einer gescheiterten Beziehung gleich dreifach auf die Leinwand: in der Geschichte von Rama und Sita aus dem indischen Ramayana-Epos, als autobiographische Darstellung der Regisseurin Nina Paley und in den Liedern von Annette Hanshaw.

von NANDA MOGHE

Wegen Liebeskummer sich ein Leben lang unter der Bettdecke verkriechen und eine Ewigkeit darauf warten, dass der Geliebte eines Tages vielleicht doch noch zurückkommt? Nein danke, hat sich die US-Cartoonistin Nina Paley sagte und verarbeitete ihren eigenen Trennungsschmerz in einem bunten, charmanten und humorvollen Zeichentrickfilm. Die Inspiration für «Sita sings the Blues», ihren ersten, preisgekrönten Animationsfilm in Spielfilmlänge, fand sie im indischen, fast 3000 Jahre alten Volksepos «Ramayana» und den Liedern aus den zwanziger und dreissiger Jahren der amerikanischen Jazzsängerin Annette Hanshaw. Die Hauptrolle spielt Sita, eine mythologische Figur aus dem Ramayana, die gleich mehrmals von ihrem Ehemann, dem Prinzen Rama, verlassen wird. Auf selbstironische Weise verbindet Paley ihre Autobiographie mit Sitas Schicksal und lässt Sita den Blues der verflossenen Liebe und Sehnsucht singen. Diese Musical-Einlagen werden mit treibender indischer Fusion-Filmmusik ergänzt. Durch verschiedene Zeichnungsstile und witzig animierte Bildcollagen werden die Erzählebenen voneinander unterschieden.

Retter Hanuman

Drei indonesische Schattenfiguren führen durch die Geschichte von Rama und Sita. Sie sprechen «Indian English», belehren sich gegenseitig über den Verlauf der Geschichte, über den sie sich nicht einig sind. Ohne Drehbuch liess die Regisseurin drei ihrer Freunde aus verschiedenen Regionen Indiens diese lebhafte Diskussion führen. Das Sanskritepos hat denn auch unterschiedliche regionale Erzähltraditionen und ist allen Indern als Kindergeschichte bekannt. Diese uralte Tradition wird hier auf amüsante Weise und aus einer modernen Perspektive hinterfragt.

Die Geschichte von Rama und Sita geht so: Bevor der tugendhafte Königssohn Rama den Thron besteigen darf, wird er für vierzehn Jahre zusammen mit seiner Frau Sita und seinem Bruder Laxman in die Waldeinsiedelei verbannt, wo es nur so wimmelt von gefährlichen Dämonen. Darum befiehlt er Sita, stets im Haus zu bleiben, während er auf der Jagd ist. Trotzdem wird sie vom Dämonenkönig Ravana von (Sri) Lanka gekidnappt. Rama ist zu Tode betrübt und wünscht sich seine Sita zurück. Die Götter schicken ihm Hanuman, den Affengott, zu Hilfe, der Sita auf Lanka findet und seine Affenarmee zusammentrommelt, um einen Befreiungskrieg zu führen. Ravana wird getötet, die Dämonen werden besiegt, und Rama wird als Held gefeiert. Wir hoffen schon auf ein Happy End der Liebesgeschichte, aber es kommt anders. Rama verstösst Sita, da sie im Haus eines Anderen gelebt hat. Sie muss ihre Treue und Keuschheit in einer Feuerprobe beweisen. Ohne Zögern wirft sie sich ins Feuer, denn ihr Leben hätte ohne ihren geliebten Prinzen sowieso keinen Sinn. In den lodernden Flammen verbrennt sie nicht und Rama nimmt sie zurück. Doch das Liebesglück währt nicht lange, Rama verstösst Sita aufs Neue, diesmal weil seine Untertanen nicht von Sitas Reinheit überzeugt sind. Sie zieht betrübt und alleine wieder in die Einsiedelei. Nur ihre Schwangerschaft hält sie vom Selbstmord ab. Sie bringt zwei Söhne zur Welt, die fortan vom alten Weisen Valmiki – er gilt als Verfasser des Ramayana – über Ramas Heldentaten unterrichtet werden. Als Rama eines Tages durch den Wald spaziert, preisen ihn seine Söhne mit Lobgesängen. Er nimmt sie mit in sein Königreich, von Sita aber verlangt er einen weiteren Treuebeweis. Doch sie hat allmählich genug von diesen ewigen Proben und schwört ihre Treue und Tugend indem sie zu Mutter Erde zurückkehren will. Mit einem Lichtstrahl aus der Tiefe wird sie im Kreis der Götter aufgenommen. Im Film hat Rama dafür nur eine Träne übrig und bleibt auf der Erde zurück, während er in der indischen Erzählung ebenfalls die Welt verlässt und sich im Pantheon der Götter wieder mit Sita vereint.

Bild: pd

Aber so hätte die Story nicht mehr die Parallelen zu Paleys Biographie. Denn gleichzeitig erleben wir mit, wie ihre eigene Ehe in die Brüche geht: Nina Paleys Ehemann bekommt ein Jobangebot in Indien, fährt ohne sie hin und macht per E-Mail Schluss. Aufgelöst vor Kummer und Schmerz entdeckt Paley das Epos «Ramayana» und findet sich in Sita wieder. Sie verlässt aber die traditionelle indische Rolle der hingebungsvollen, aufopfernden Ehefrau, setzt sich fünf Jahre lang an den Schreibtisch und realisiert ihre eigene Version des «Ramayna». Sie kreiert ihre «Sitayana» und macht gleich alles selbst – Drehbuch, Animation, Regie und Produktion.

Zu teure Songrechte

Von Liebeskummer und der Sehnsucht nach dem Geliebten singt die Jazzsängerin Annette Hanshaw in ihren Liedern, die in einer Flash-Animation Sita ihre Stimme leiht. Elf Songs in 82 Minuten sind auch für einen Bollywood-Streifen viel, doch Nina Paley vermag die Längen mit den variierenden Zeichnungsstilen für jede Erzählebene aufzufangen: Ihre eigene Geschichte erzählt sie in verzitterten, fast farblosen Aquarellbildern, die Schattenfiguren-Erzähler spielen mit Postkartenbildern von indischen Göttern, Sita und Rama bewegen sich in Anlehnung an die Rajputen-Malerei aus dem 18. Jahrhundert über die Leinwand und die Cartoon-Animationen der Songs erinnern an Betty Boop. An Farbenpracht, witzigen Details und mitreissendem Soundtrack fehlt es dem Zeichentrickfilm also nicht.

Beinahe scheiterte aber die Verbreitung des Films an den Songrechten der Hanshaw-Lieder. Die Unsumme von 220 000 Dollar konnte Paley zwar herunterhandeln, musste dafür aber Schulden und Vermarktungseinschränkungen in Kauf nehmen. Sie stellte den Film frei zur Verfügung und engagiert sich heute aktiv für «Free Culture» in der Diskussion um künstlerische Freiheit, die von viel zu teuren Songrechten eingeschränkt wird. Die dem Animationsfilm verschriebene Film Verleih Gruppe aus Zürich bringt nun «Sita sings the Blues» mit deutschen Untertiteln in unsere Kinosäle.

«SITA SINGS THE BLUES»
läuft im Oktober im Kinok St.Gallen.
Genaue Spieldaten siehe Veranstaltungskalender.

Kunst

Signers Lehrlinge.

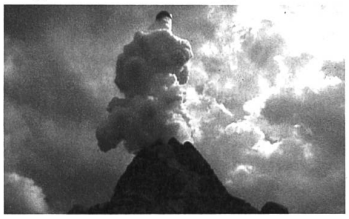


Bild: pd

Das Kunsthaus Zug erhielt als Schenkung eine umfangreiche Privatsammlung mit Werken von Roman Signer. Der von Peter Kamm und Christine Kamm-Kyburz archivierte Signer-Block beinhaltet Skizzen, Fotografien, Videos, Installationen und Bücher. Roman Signer gilt als einer bedeutendsten Kunstschaffenden in der Schweiz. Seit den frühen achtziger Jahren begeistert er mit seiner «skulpturellen Kammermusik», wie er seine inszenierten Aktionen selbst nennt, die internationale Kunstszene. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit arbeitet Signer mit den natürlichen Elementen, chemischen Prozessen und physikalischen Phänomenen, die seine oft von Vanitassymbolen geprägten Experimente erlebbar machen. Im Rahmen der Kunstvermittlung Zug arbeiten nun drei Mittelschulen an Projekten zum Künstler. Die pädagogische Maturitätsschule Kreuzlingen bereitet sich auf eine Performance als eine Art Hommage an Signer vor. Geplant ist eine Veranstaltung in den Gebäuden der Pädagogischen Hochschule am 29. Oktober, in der alle 400 Schüler einzelne musikalische Konzepte vorzeigen, die durch Fensterscheiben zu betrachten sind, daher der Titel: «Waben und Filter». Ausserdem werden am 30. Oktober die Schwerpunktklasse für multimediale Künste der pädagogischen Maturitätsschule sowie eine Delegation der Trogener und der Zuger Mittelschulen ihre Performances an der Ausstellung im Kunsthaus Zug präsentieren.

Simon Kopp

KUNSTHAUS ZUG.
Bis 22. November. Öffnungszeiten:
Di bis Fr 12–18 Uhr, Sa/So 10–17 Uhr.
Mehr Infos: www.kunsthauszug.ch

Werdenbergs Zurückgekehrte.

Neue Kunst wird gern in altem Ambiente gezeigt. Doch selten ist der Kontrast so stark wie etwa bei Gerda Steiners und Jörg Lenzlingers «Seelenwärmer» 2005 in der Stiftsbibliothek oder aktuell mit Niki Schawalders und Pipilotti Rists «Mama nomol» in Schloss Werdenberg. Viel ist schon geschrieben worden über die derzeitige Doppelausstellung, woher kommt diese Faszination? Sind es die Künstlerinnen und ihre Werke selbst, ihre Rückkehr in die Rheintaler Kindheit, ist es das Zusammenspiel von alt und neu oder ist es das Potential der alten Räume? Schawalder lässt eine Kompanie Phantasiewesen los, da plustert sich ein «Zirzenkäterchen», landet ein «Frechdachshelikopter», schickt sich der «Taucherbauchfux» zum Bade. Rist hingegen bespielt Wände, Betten oder Kreuzgewölbe mit Videos in ihrer bewährten und bekannten Bildsprache. Das Schloss und Umgebung ist beiden mal Anlass, mal Motiv, mal Randthema. Ausnahmen sind Schawalders «Federviehvernetzer», der im Turmgeschoss ganz explizit aufs Vorgegebene fokussiert, und Rists «Die Blume, der Leib und Vater Doktor», eine perfekt in die Apothekenkammer eingepasste Videoinstallation. Hier ist der Ort nicht nur Folie, sondern Ko-Akteur. Aber ganz gleich, ob nun eine inhaltliche Auseinandersetzung mit

Bild: pd

Werdenbergschem zu entdecken ist oder die persönlichen Mythologien der Künstlerinnen weitergesponnen werden können, die effektvollen Inszenierungen führen ganz klar zur Wiederbelebung eines ansonsten etwas angestaubten Gemäuers.

Kristin Schmidt

SCHLOSS WERDENBERG.
Bis 31. Oktober. Öffnungszeiten:
Di bis So 9.30–17 Uhr.
Mehr Infos: www.schloss-werdenberg.ch

Roms Untergetauchte.

«Working black – want to go back» ist ein Projekt der Ostschweizerin Anastasia Katsidis und des Ägypters Ahmed Badry und befasst sich mit der Situation illegaler ägyptischer Immigranten in Rom, ihrem Alltag und ihren Sehnsüchten. Viele Ägypter träumen von einer Zukunft in Europa. Da es sehr schwierig ist, ein Auslandvisum zu bekommen, reisen die meisten illegal aus und Italien ist eines der beliebtesten Ziele. Der Traum Europa weicht schnell der Desillusionierung durch die Realität des harten Schwarzarbeiteralltags – doch es gibt fast kein Zurück mehr, denn ihre finanzielle Lage sowie der Stolz

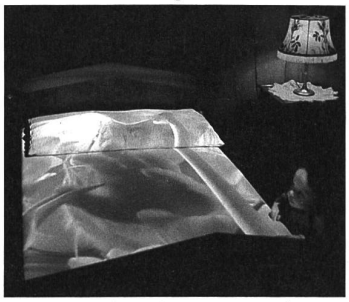


Bild: pd

hindern die Auswanderer daran, in ihre Heimat zurückzukehren. Ausserdem wäre mit der Rückkehr eine lebenslange Ausreisesperre aus Ägypten verbunden.

Die beiden Künstler verweilen zurzeit in der Atelierwohnung des Kantons St.Gallen in Rom. Anhand von Interviews und durch die Besichtigung des Arbeitsortes wollen sie sich ein Bild machen, um anschliessend etwa zehn Immigrantenschicksale künstlerisch darzustellen. Momentan führen sie Gespräche und sammeln Bildmaterial. Um ihr Vertrauen zu gewinnen, besucht Ahmed Badry die Männer alleine. Ein hilfsbereiter, inzwischen legaler ägyptischer Imbissbudenbesitzer gibt ihn als seinen Cousin aus, um zusätzlich eine Brücke zu schlagen. Ursprünglich planten die Künstler, aus Kartonbuchstaben eine besonders eindrückliche Aussage pro Person in englischer und arabischer Sprache auf die Wand zu schreiben und darunter ein Objekt zu platzieren, das die vorgefundene Situation verdeutlichen soll. Inzwischen können sie sich aber, überwältigt von der Vielfalt und der Menge des bereits zusammengekommenen Materials, vorstellen, eine grössere Arbeit daraus zu machen. Auf jeden Fall soll es eine illustrative Darstellung dessen werden, was es heisst, illegal in einem fremden Land zu sein.

Kathrin Haselbach

Mehr Infos: www.katsidis.ch

Literatour

mit ALICE SCHÖNENBERGER

Nina Hagen im Wunderland.

In den Neunzigern trällerte Luci van Org noch mit ihrer Band Lucilectric: «Weil ich ein Mädchen bin.» Ein Mädchen ist sie aber bestimmt schon lange nicht mehr, das merkt man unweigerlich, wenn man ihr literarisches Debüt in die Hand nimmt. Jetzt erinnert sie vielmehr an eine schaurig-schöne Mischung aus Nina Hagen und Alice im Wunderland. Sie erzählt absurde Spukgeschichten aus Berlin und seinen Vorstädten. Was scheinbar alltäglich beginnt, driftet vollkommen unerwartet ins Groteske. So findet die dicke Taxifahrerin, im Kopf stets bei der Currywurst-Bude, auf einmal einen düsteren Seelenverwandten. Oder der «Engel vom Spielplatz», ein vermeintlicher Landstreicher, der aufpasst, dass die Kinder sich beim Spielen nicht verletzen, wird als gehasster Phädophiler abgestempelt. Gesellschaftskritisch, ironisch und zuckersüss zugleich – das sind Luci und ihre Geschichten. Nicht nur zum Lesen, sondern auch was für die Ohren: Zu jeder Geschichte gibt es ein Lied ihrer neuen Band «Das Haus von Luci». Reinschauen, denn der Tod wohnt nebenan – nicht nur in Berlin.

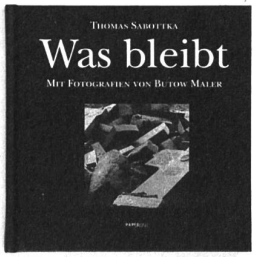
LUCI VAN ORG:
Der Tod wohnt nebenan – Spukgeschichten aus der grossen Stadt.
Parthas Verlag, Berlin 2006.

Bizzarer Friedhofswärter.

Fragen rund um den Tod stellen wir uns alle. Mit dieser Thematik hat sich auch Thomas Sabottka in achtzehn Geschichten auseinandergesetzt. Die Geschichten sind kurz, teilweise auch etwas klischeehaft, so etwa der bizarre Friedhofswärter oder das arme, zum Objekt degradierte Model. Doch Sabottka weiss mit solchen Klischees umzugehen und sie in Situationen zu packen, die uns berühren. Im Zentrum des Buches steht der Wiener «Friedhof der Namenlosen» und die Donau, ein Fluss, der das Schicksal vieler Ermordeter und Sterbewilliger birgt.

In «Was bleibt» gibt es alles einmal: Es gibt solche, die zu früh sterben, andere, die sterben wollen, wiederum andere, die umgebracht werden und umgebracht werden wollen. Ist die Situation der Protagonisten anfangs meist noch amüsant, teilweise absurd, tritt eine beinahe unscheinbare Wendung ein, die zutiefst nachdenklich stimmt. Das bleibt – das und die Fotografien von Butow Maler, der jede Geschichte mit passenden Bildern ausgestattet hat.

THOMAS SABOTTKA:
Was bleibt.
Edition PaperOne, Leipzig 2008.



Zerfallene Schmetterlinge.

Eines Tages erhält der namenlose Protagonist ein Schreiben der Rechtskanzlei, er solle ein Erbe antreten, das Erbe eines Mannes, den er aber scheinbar nicht kannte. Die ersten Recherchen ergeben nicht viel: Im bescheidenen Haus des Verstorbenen findet er kaum etwas von Belang. Ein paar alte Briefe auf Deutsch und ein Zimmer mit Hunderten von Schmetterlingen in Vitrinenkästen, einige von ihnen dem Zerfall schon nahe. Ein Sammler war er. Vielleicht ein Biologe? Das würde all die naturwissenschaftlichen Bücher erklären. Und wer ist diese Anna, die Brieffreundin? Lebt sie noch nach über fünfzig Jahren? Soll er das Erbe überhaupt antreten, wo es doch nicht wirklich viel zu holen gibt? Er kannte den Mann doch überhaupt nicht. Doch all das lässt dem Protagonisten keine Ruhe, die Neugierde bringt ihn raus aus Helsinki, in die Welt hinaus, auf Spurensuche nach dem Erblasser und nach sich selbst. Die Suche nach Vergangenheit, dem Zusammenhang, so poetisch erzählt und kaum zu fassen – wie ein Schmetterling.

JOEL HAAHTELA:
Der Schmetterlingssammler.
Piper Verlag, München 2009.

Von der Rolle

von DAVID WEGMÜLLER

Walze im All.

Auch wenn wir Claude Nicollier ins All geschossen haben und ein paar Baukästen der ETH mit dazu, die Schweiz ist bestimmt nicht das, was man eine grosse Weltraumnation nennen kann. Abbild dieser marginalen Teilhabe am ausserirdischen Geschehen ist der Schweizer Film. «Abgespaced» sind hier höchstens gewisse Alpensagen beziehungsweise das Gezerre um deren filmische Fertigstellung. Science Fiction als Genre im Schweizer Film? Nie davon gehört. Oder doch? Da war doch mal was… «Cargo» hiess das ambitionierte Projekt und es ist jetzt – um im Jargon zu sprechen – aus dem Kälteschlaf erwacht. Wir schreiben das 23. Jahrhundert und die Menschheit ist zu einer «Recycling Society» geworden, es können keine neuen Rohstoffe mehr gefördert werden, es bleibt nur die Wiederverwertung der bestehenden. Die Erde ist nach einem Öko-Kollaps unbewohnbar geworden, menschliches Leben findet als Provisorium in überfüllten Raumstationen statt – solange kein neuer, bewohnbarer Planet gefunden und besiedelt werden kann. Unter diesen düsteren Vorzeichen startet der titelgebende «Cargo»: ein Containertransport auf der verlotterten Raumfähre «Kassandra» von Raumstation 30 zur abgelegenen Station 42. Überwacht wird die Mission von einer siebenköpfigen Bordcrew, die sich immer mindestens zu sechst in einer hellgrünen Slimy-Masse auf energetischem Standby befindet – bis die schreckhafte Ärztin Laura (Anna Katharina Schwabroh) ihre Wachschicht schiebt und es im Frachtraum zu Unregelmässigkeiten kommt. Ist etwa ein blinder Passagier an Bord? Und was ist wirklich in diesen riesigen Containern drin, die sich automatisch in Bewegung setzen, damit sie nicht festfrieren? Der Kapitän der Expedition, Lacroix (Pierre Semmler), wird geweckt und soll die Situation bereinigen. Doch kurz darauf liegt er bereits wieder im Tiefschlaf – auf einem Lüftungsgitter im Frachtraum mit einer Kugel im Kopf. Nun werden auch die restlichen Crew-Mitglieder aus ihrer Sosse gezogen und das Katz- und Mausspiel beginnt. Wer weiss was und wer hat wieviel Dreck am Stecken? Wie lange gehts, bis Specialagent Dekker (Martin Rapold stets lässig mit Schal) die schöne Laura rumkriegt? Und was hat es mit Rhea auf sich, dem paradiesischen Planeten, auf dem sich die beiden Männer fürs Grobe, Vespucci (Michael Finger) und Prokoff (Claude-Olivier Rudolph), so gerne niederlassen möchten?

In siebenjähriger Perfektionsarbeit haben der Winterthurer Regisseur Ivan Engler und sein Filmteam – darunter die beiden St.Galler Ralph Baetschmann (Kamera) und Matthias Noger (Production Design) – ein Werk geschaffen, das mindestens visuell im Schweizer Film Massstäbe setzt. Über achtzig Tonnen Material wurden auf 3000 Quadratmetern in den Sulzer-Hallen in Oberwinterthur verbaut und in komplexen Computeranimationen zu futuristischen Sequenzen verarbeitet. Im Kino sieht das den amerikanischen Vorbildern des Genres verblüffend ähnlich; etwa dort, wo die Raumstation wie eine riesige Walze im All um sich selbst rotiert. Dass man nach zwei geschlagenen Stunden leicht gerädert aus der Vorstellung kommt, liegt indes nicht an dieser Konstruktion. Es ist das Geschehen in der «Kassandra», das in Intervallen zwischen packendem Krimi und traniger Soap hin- und herpendelt. «Wir sprengen jetzt die Antennen», heisst der letzte Satz. «Wir sinken», hiess es in «Titanic» und Leonardo di Caprio verschwand in der Tiefe.

Tiefschlaf in der Slimy-Masse. Bild: Ascot Elite

Musik

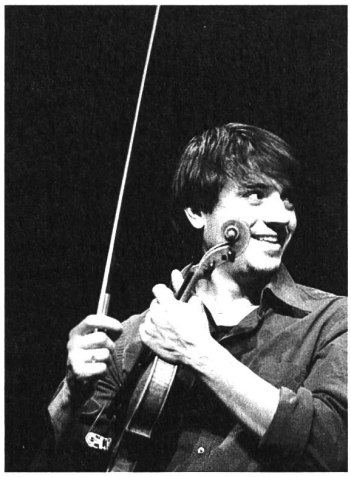


Bild: pd

Swingender Talboden.

Fünf Konzerte im Toggenburg, bei denen Saiten im Zentrum stehen: Die Stegreif GmbH, das Duo Boller/Perifanova, Albin Bruns Nah Trio und das Kaleidoscope String Quartett drücken ihre Leidenschaft auf ihre ganz eigene Art aus. Und trotzdem kann man von nahen Verwandtschaften sprechen: Volksmusik, Swing und Klassik liegen allen am Herzen. Das Saitenwind-Instrumentalfestival findet – in Abwechslung mit dem Naturstimmen Festival – alle zwei Jahre im obersten Toggenburg statt. Die achttägige Veranstaltung verbindet Kammermusik aus verschiedenen Epochen mit der Instrumentalmusik beidseits des Säntis und mit Volksmusik anderer Kulturen. Für den Start sorgen am Auftakt-Sonntag die sechs jungen Volksmusiker der Stegreif GmbH. Die Innerschweizer Talente lassen satt groovende Volksmusik in der katholischen Kirch Alt St.Johann ertönen. Unter der Woche finden verschiedene Klangkurse mit dem bekannten Musiker und Komponisten Noldi Alder und mit Bettina Boller (Geige) statt. Am zweiten Festivalwochenende kommen Besucher in den Genuss weiterer Konzerte. Dazu stehen Klangerlebnisse auf dem Programm, zum Beispiel mit dem Baumkünstler Oliver Lüttin aus Degersheim. Neu im Programm sind kostenlose Intermezzi in der evangelischen Kirche Wildhaus, die zum Innehalten im Alltag gedacht sind. Bettina Boller, Tobias Preisig, Dani Häusler und Noldi Alder werden sich als Solisten an vier Abenden je für eine halbe Stunde mit ihrem Instrument auseinandersetzen. Man darf gespannt sein auf dieses Experiment: Es kann durchaus sein, dass einer übt, die andere konzertiert und der Dritte sein Instrument reinigt.

Andreas Roth

WILDHAUS UND ALT ST.JOHANN.
11.–18. Oktober. Mehr Infos: www.klangwelt.ch/saitenwind

Let the good bones drum again.

Ebony heisst so viel wie Ebenholz. «Ebony» heisst aber auch das positivistische, marktorientierte afroamerikanische Pendant zum «Life Magazine», das 1996 sein fünfzigjähriges Bestehen feierte und das mediale Selbstbewusstsein der «Black Community» erheblich mitgeprägt hat. Von diesem hat die 27-jährige Londonerin Ebony Thomas, mit Künstlernamen Ebony Bones, das Logo geklaut, das ihre Platte «Bones of my Bones» ziert. Der Albumtitel ist ein Zitat aus dem Buch Genesis und der Verweis darauf, dass der Frau noch immer die Fähigkeit zur intellektuellen Schöpfung abgesprochen wird und ihr Geschlecht ein wesentlicher Faktor in der Rezeption des Werks ist.

Bones zitiert auf allen Ebenen. Eklektizismus im Zeitalter Web 2.0; D.I.Y im Zeitalter Web 2.0; Aneignungsstrategien im Zeitalter Web 2.0. Denn lange bevor die Platte dieses Jahr rauskam, füllten Bones und ihre Band mit Hilfe von Myspace die hippen Konzertsäle Londons und New Yorks. Die Knochenfrau wählte sich die Selbstermächtigung als Vermarktungsstrategie mit Stempel D.I.Y. Die Songs komponierte, arrangierte, produzierte und schrieb sie selbst, und sie entwarf die Kleidung für sich und die Band. Und die ist wie der Sound ein schrilles Patchwork aus Verweisen. So wirbelt Miss Bones gut und gerne mal in Josephine Bakerschen Stoff-Bananen Röckchen über die Bühne und führt festgefahrene Bilder mit Verdopplung und Überspitzung ad absurdum.

Ebenso mit ihrer Musik. So zählen weniger die grossen Motowns zu ihren Einflüssen, als vielmehr Bands aus der «let the good times roll again»-Postpunk-Abteilung der achtziger Jahre. Basslinien wie bei ESG, rhythmisch wie «LiquidLiquid», verschroben ungeschliffene Gesangsfragmente wie bei den Slits, klatschend-naiv wie Tom Tom Club, funky wie Parliament, und Discoesque-grotesk wie Queen Grace Jones. Um dieses Disco-Punk-Funk-Feuerchen stampft die Knochenfrau und stösst Slogans aus, die eher zum Tanzen anspornen als nach draussen zu schreiten und Merze vom Thron zu stossen. Eine Welt, in der Angela Davis Andy Warhol streichelt und sie die Perücken tauschen. Eine Musik der Postmoderne, Popmoderne. Ein Sound, der zu vollgepackt ist fürs Wohnzimmer. Es sei denn, man holt die Familie vom Thairestaurant, die senegalesischen Nachbarn und alle Freunde zu sich und schraubt dermassen auf, dass der Bass die Höhen schluckt. Am besten um 18 Uhr abends, damit man gemeinsam aufgewärmt ins Palace gehen kann. Weil wenn, dann live.

Anna Frei

PALACE ST.GALLEN.
Donnerstag, 29. Oktober, 22 Uhr.
Mehr Infos: www.palace.sg

Bild: pd

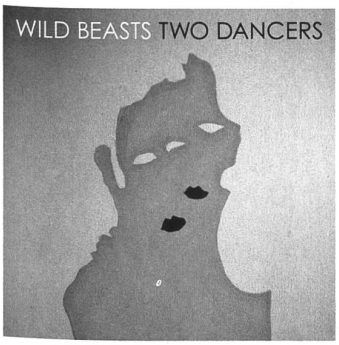
Presswerk

von RENÉ SIEBER

PLATTE DES MONATS

Wild Beasts.

Eine Warnung: Falsett-Stimmen-Hasser dieser Welt, lasst die Finger von dieser Platte! Während sich noch die halbe Musikwelt und fast ausnahmslos jeder Kritiker, der etwas auf sich hält, beim Anhören einer Antony and the Johnsons-Platte in Begeisterung und Tränen aufzulösen scheinen, sieht die Sache bei der britischen Band Wild Beasts schon wesentlich anders aus. Von «Geschmackssache», «gewöh-



nungsbe-dürftig», «nur in kleinen Dosen konsumierbar» und «exzentrischem Britpop für starke Nerven» ist reihum die Rede. Jemand schrieb sogar «tuntig». Dumm! «Two Dancers» (Musikvertrieb) ist das zweite Album des Quartetts aus Kendal, die mit ihrer Musik eine Tradition fortsetzen, die von David Bowie über Marc Allmond und Jimmy Somerville bis hin zu Rufus Wainwright reicht. Es geht also um androgynen, exaltierten Pop und um Songs, die von der Grundstimmung her Sehnsucht verbreiten wollen. Hier kommt keine Partystimmung auf, aber für einen kühlen Herbstabend ist dieser unverwechselbare Gitarrensound, der quecksilbern schimmert und fliesst, das Richtige. Manchmal musste ich beim Hören an Echo & The Bunnymen denken. Wenn das kein Versprechen ist. Es braucht einige Zeit, bis man sich auf die zehn Tracks dieser hell und tief flirrenden Platte einzugrooven beginnt. Auf einer ebenerdigen Synthielandschaft erhebt sich eine anmutige Mollklaviatur, eine fragile und trotzdem exzentrisch aufgeregte E-Gitarre gesellt sich dazu und dann malt Sänger Hayden Thorpe genau dort in die wabernde emotionale Aufgeladenheit seine Porträts von langen Nächten, einer Erschöpfung nahe dem Zusammenbruch oder der sexuellen Erregung, die danach entstehen kann. Die Wild Beasts sind sozusagen Sex, Drugs and Rock'n'Roll ohne Easy Rider, geile Macker und Hardrock-Klischees. Etwas für Feingeister.

FRISCH REMASTERED

John Martyn.

Sträflich übergangen wurde dieser Mann. Seit 1967 stand er im Musikgeschäft, und nur ein paar Freaks kennen oder besser: kannten ihn. Sowie ein paar Rockjournalisten, die in all den Jahren auf ihn aufmerksam machen wollten, aber nicht erhört wurden. Der «Rolling Stone» flüsterte ehrfurchtsvoll vom «hartnäckigsten Geheimtipp der Rockgeschichte». Andere sahen in ihm einen elektrisierenden Gitarristen und Sänger, dessen Musik die Grenzen zwischen Folk, Jazz, Rock und Blues verschwimmen liess. John Martyn starb am 29. Januar dieses Jahres im Alter von nur sechzig Jahren an einer Lungenentzündung. Scheidungshölle, Alkohol, Selbstzweifel und eine Beinamputation: Sie forderten über all die Jahre ihren Tribut. Nun hat ihm das Label Uni-

versal ein Denkmal gesetzt, indem es eines seiner stärksten Werke, das Folkrock-Album «Solid Air» aus dem Jahre 1973, in einer exzellenten Deluxe-Edition auf den Markt brachte. Eine lobenswerte Tat, die aber kaum viele Menschen dazu bringen wird, das Werk von John Martyn zu hören. In einer Zeit, in der das (Konzept-)Album am Aussterben ist (werden die Beatles Remastered etwas daran ändern?) und die Musik hauptsächlich per Internet konsumiert wird, sind die sanften Folkgemälde und subtilen Jazzphrasierungen des raubeinigen Briten wohl kaum angesagt. Schade, denn «Solid Air» ist ein Meisterwerk von A-Z, neun Songs in nicht mal 35 Minuten, aber kein Ton zu viel. Martyn hatte sich für dieses Opus die Fairport Convention als Begleitgruppe angeheuert. Wenn ich seinem wunderbar rauchigen, quasi als Instrument eingesetzten Bariton lausche, wird mir die «Astral Weeks»-Zeit von Van Morrison präsent. Oder der mystische Geist der Songwriter-Legende Nick Drake, der 1974 tragisch verstarb, wird wieder lebendig. Diesem widmete Martyn übrigens das grossartige Titelstück. Eine Entdeckung, fürwahr!

DAS SCHWIERIGE 2. ALBUM

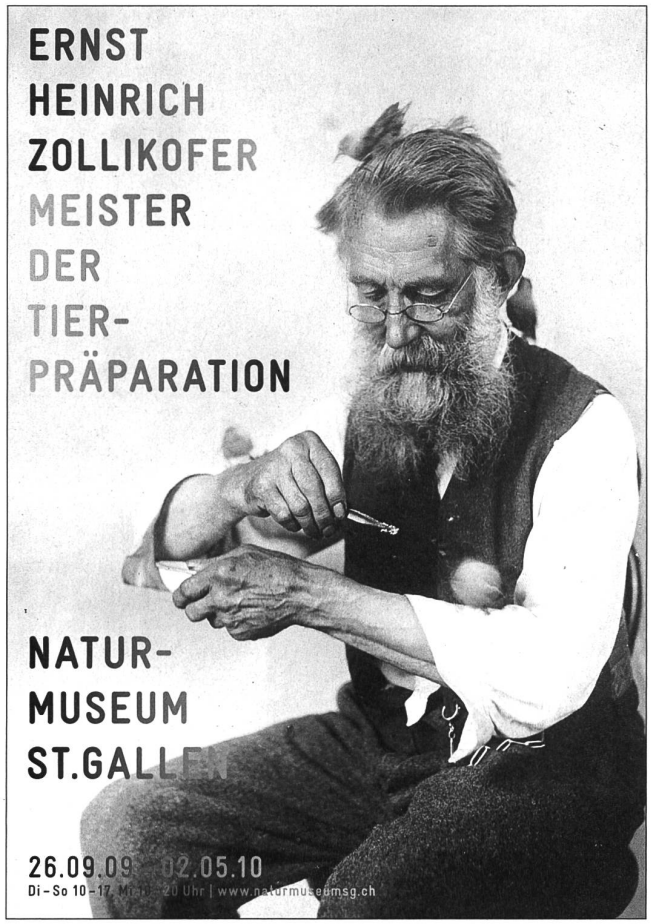
Jamie T.

«Ich bin der Federgewichts-Champion, leicht zu besiegen», ruft der Strassenpoet Londons in der Mitte seiner Vorab-Single «Sticks'N'Stones» seinen Kontrahenten zu und macht damit in bewährter Manier einen auf Understatement. Das darf Jamie T, denn auf dem Grund seines Herzens weiss er, dass sein zweites Album «Kings and Queens» (Emi) grossartig geworden ist. Es kann sein, dass ein paar Hardcore-Fans die Stirn runzeln, weil der 23-jährige Engländer im Gegensatz zu seinem Debüt «Panic Prevention» etwas von seinem hingerotzten, unfertigen und rüpelhaften Furor eingebüsst hat. Doch nichts kommt von ungefähr. Jamie T hat sich sehr schwer getan mit dem Hype um seine Person. Eine Weile schien er ausgebrannt. So unangepasst und unbürgerlich er sich auch immer gab: Mit dem Geld seines Erfolgs kaufte er sich ein Häuschen und richtete sich im Keller ein eigenes Studio ein. Schliesslich will auch Jamie T nicht sein ganzes Leben auf der Strasse verbringen. In der Zurückgezogenheit fand er wieder zum ruhigeren Leben und zu neuen Songs zurück. Und eine Stärke hat er nicht verloren: Seine Songs strahlen eine atemberaubende Unmittelbarkeit und mitreissende Lebensgier aus. Es ist, als würde man direkt mit ihm in den stahlblauen Londoner Himmel auf dem Cover fliegen. Klar, es gibt Joe Strummer, den Reggea, Breakbeat und klassischen Pop, und es gibt Mike Skin-

ner und die ganze ellenlange Rockgeschichte. Aber schubladisieren lässt sich Jamie T nicht gern. «Punkrock und Hip-Hop haben verschiedene Tempi, aber sie sind beide aus Langeweile und Frust entstanden. Wenn du frustriert bist, ist die Wut wichtiger als der Rhythmus.» – Wo der Junge Recht hat, da hat er Recht!

Siebers Oktober-Podestli:

1 **The Beatles,** Help (1965)
2 **John Martyn,** Solid Air (1973)
3 **Sonny Rollins,** Saxophone Colossus (1956)
4 **Wild Beasts,** Two Dancers
5 **The XX,** The XX
6 **Jamie T,** Kings and Queens
7 **Annie,** Anniemal (2005)
8 **Syd Barrett,** Barrett (1970)
9 **Regina,** Spektor Far



DIOGENES THEATER

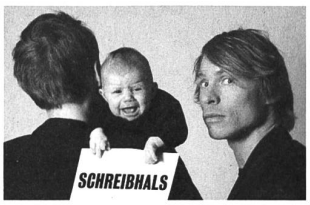
CH-9450 ALTSTÄTTEN www.diogenes-theater.ch

Samstag, 17. Oktober 2009,
20.00 Uhr
Sonja Zünd mit voice & strings und „CD-Taufe"

Ein breit gefächertes Repertoire an harmonischen, unverfälschten Klängen

Samstag 24. Oktober 2009,
20.00 Uhr
Ohne Rolf mit „Schreibhals"

Beein"druckende", amüsante Kommunikation ohne Worte, neu auch mit Baby.



Samstag, 31. Oktober 2009,
20.00 Uhr
Musique Simili „Sol y sombra"

Fröhliche, feurige, rebellische, aber auch melancholische Zigeunermusik

Vorverkauf Boutique Gwundernase, Telefon 071 755 19 65

Andrea Geyer
Sharon Hayes
19.09.–22.11.09

Di–So 10–17 Uhr | Mi 10–20 Uhr
Museumstrasse 32 | CH-9000 St.Gallen
www.kunstmuseumsg.ch

KUNST MUSEUM ST.GALLEN